75 Jahre
Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig

75 Jahre Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig 1894-1969

Mitarbeiter: Dr. Gerhard Brix, Dr. Wolfgang Fromm, Ing. Paul Georgi, Dr. Martin Jaedicke, Herbert Jakob, Helmut Kazimirek, Erich Kohlmann, Dr. Ingeborg Krahl, Hans Lanzke, Karin Pfotenhauer, Margarete Reichelt

Verlag Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig
Klischees: G. Rebner & Co., Leipzig
Schriftgrafik: Joachim Thamm, Leipzig
Gesamtherstellung: Buchdruckerei Frankenstein, Leipzig III-18-127.
Ag 452-4-69

Inhaltsverzeichnis

Gemeinsames Wirken für das Wohl der Sehgeschädigten

Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig, deren 75. Geburtstag diese Festschrift gewidmet ist, hat sich in den letzten Jahren immer mehr zum geistig-kulturellen Zentrum der blinden und sehschwachen Bürger unserer Deutschen Demokratischen Republik entwickelt.
Durch ihre Arbeit wirkt sie über die Grenzen unseres Landes hinaus und legt so Zeugnis ab von dem hohen Leistungsstand des Blinden- und Sehschwachenwesens der DDR. Die großen und schönen Erfolge, die der Allgemeine Deutsche Blinden-Verband in all den Jahren seines Bestehens bei der Rehabilitation der Blinden und Sehschwachen erzielen konnte, wären ohne die tätige Mithilfe der Kolleginnen und Kollegen unserer Deutschen Zentralbücherei für Blinde nicht möglich gewesen.
Es war ein schwerer und weiter Weg von den ersten Anfängen der Bücherei im Jahre 1894 bis zum heutigen Tag. Nach der Zerschlagung des deutschen Faschismus wurden von den 20 000 Bänden, über die damals die Deutsche Zentralbücherei verfügte, nur 2000 aus den Trümmern geborgen. Es gab nicht wenige, die den Wiederbeginn für unmöglich hielten; aber es gab auch beherzte Frauen und Männer, die mutig den Neuaufbau begannen.
Mit der Schaffung der Arbeiter-und-Bauern-Macht in unserem Teil Deutschlands war auch für unsere blinden und sehschwachen Mitbürger ein neues Zeitalter angebrochen. Zum erstenmal in der langen Geschichte unseres Volkes wurden sie gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft, wurden sie in die Lage versetzt, das Leben aktiv mitzugestalten.
Die höheren Anforderungen, die an jeden von uns gestellt wurden, veränderten auch den Charakter der Produktion der DZB. Heute gehört es zu den Selbstverständlichkeiten, daß es blinde Facharbeiter, Wissen-

schaftler, Staatsfunktionäre und Mitarbeiter in gesellschaftlichen Organisationen gibt. Es war und ist die Deutsche Zentralbücherei für Blinde, die uns allen die Voraussetzungen zum Lernen und Studieren schuf und schafft. Sie liefert unsere Schulbücher, unsere Fachliteratur, unsere Studienmaterialien auf den verschiedensten Gebieten in Blindendruck und auf Tonband.

Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde ist, das kann man mit Fug und Recht sagen, aus dem Leben unseres Verbandes nicht mehr wegzudenken. Als Verlag für unsere Zeitschriften in Blindendruck und auf Tonband unterstützt und fördert sie unsere Arbeit ebenso wie durch die Herausgabe von Materialien, die für unsere Arbeit richtungweisend sind, und sie bietet uns endlich Anregungen für ein reichhaltiges und vielgestaltiges geistig-kulturelles Leben.

Wir wissen, daß in den kommenden Jahren neue und größere Aufgaben auf uns warten. Die wissenschaftlich-technische Revolution fordert auch von jedem Blinden und Sehschwachen eine höhere und umfassendere Bildung, Qualifizierung wird deshalb auf allen Gebieten nötig sein. Mit der höheren Bildung steigen aber auch die Ansprüche auf kulturellem Gebiet.

Unsere Deutsche Zentralbücherei für Blinde wird sich dabei zum Organisator des geistigen und kulturellen Lebens entwickeln. Ich bin gewiß, daß wir in gemeinsamer Arbeit unsere Ziele erreichen werden.

In diesem Sinne wünsche ich namens des Zentralvorstandes und aller Mitglieder unseres Verbandes der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig, die ab 1. Januar 1970 in die Rechtsträgerschaft des Deutschen Blinden-und-Sehschwachen-Verbandes übernommen wird, auch in den kommenden Jahren viel Erfolg bei der Lösung der vor uns stehenden Aufgaben. Gemeinsam wollen wir für das Wohl unserer blinden und sehschwachen Bürger wirken und so unsere sozialistische Deutsche Demokratische Republik stärken!

Dr. Dr. Helmut Pielasch
Präsident
des Deutschen Blinden-und-Sehschwachen-Verbandes

Geleitwort zum fünfundsiebzigjährigen Bestehen der Deutschen Zentralbücherei für Blinde

Es ist das in der sozialistischen Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik verbriefte Recht jedes Mitgliedes unserer sozialistischen Menschengemeinschaft, völlig gleichberechtigt an der Gestaltung des politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Lebens der Gesellschaft mitzuwirken.
Das gilt in vollem Umfang auch für die Bürger, die durch körperliche Schäden an der Ausübung dieses Rechts gehindert sind. Diesen Bürgern gehört die ganze Fürsorge und Unterstützung unserer sozialistischen Menschengemeinschaft.
Ein Beweis dafür ist die Selbstverständlichkeit, mit der blinde Bürger an verantwortlicher Stelle in der Leitung des Staates, in der Wissenschaft und in den Betrieben tätig sind.
Wenn wir im Jahre 1969, dem 20. Jahre des Bestehens unserer Deutschen Demokratischen Republik, auch auf das fünfundsiebzigjährige Wirken der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zurückschauen können, so dokumentiert sich auch hier die großzügige Unterstützung unseres Staates für die blinden Bürger.
Während unter kapitalistischen Verhältnissen die Fürsorge für körperbehinderte Bürger vorwiegend karitativen Charakter trug, wurde diese Aufgabe unter sozialistischen Verhältnissen eines der vornehmsten Anliegen des Staates. Als äußerer Ausdruck dafür erhebt sich heute in der Gustav-Adolf-Straße ein moderner und großzügiger Gebäudekomplex — die Deutsche Zentralbücherei für Blinde —, die in unserem Staat einen festen Platz erhalten hat.
Wir freuen uns, in unserer Stadt diese bedeutende Einrichtung des Blindenwesens zu wissen. Sie ist eine Bereicherung des geistig-kultu-

rellen Lebens unserer Stadt und wirkt weit über die Grenzen unserer Republik.
Die vorliegende Festschrift gibt einen kurzen Überblick über die Geschichte der Deutschen Zentralbücherei für Blinde. Sie ist damit zugleich eine Dokumentation über den schweren Weg der Blinden von der Ausbeutergesellschaft über die Zerschlagung des Faschismus in die sozialistische Gesellschaftsordnung.
Wir wünschen der Deutschen Zentralbücherei für Blinde auch künftig gute Erfolge bei der Erfüllung ihrer zutiefst humanistischen Aufgabe im Dienste der Blinden.

Kresse
Oberbürgermeister
der Stadt Leipzig

Die Geschichte der Deutschen Zentralbücherei für Blinde von 1894 bis 1969

Blindenwesen und Punktschriftliteratur

Vor 100 Jahren besaß die Mehrzahl der deutschen Blinden noch nicht die Möglichkeit, einen ausreichenden Lebensunterhalt zu erwerben; sie waren gezwungen, ihr Leben als Bettler, Musiker und schlecht entlohnte Handwerker zu fristen oder der öffentlichen Armenpflege und der privaten Wohltätigkeit anheimzufallen. Blindenbuch und Blindenbücherei wurden wichtige Mittel, um aus diesem Zustand herauszugelangen.
Seit vielen Jahrhunderten haben die Bücher tief in das Leben jedes Menschen eingegriffen, der das Alphabet erlernen konnte; sie ließen ihn teilhaben an den Gedanken der großen Lehrer der Klassen und Völker, sie wurden seine stummen, stets bereiten Lehrmeister, sie wurden in steigender Weise der Schlüssel zum Verständnis der Gesetze des sozialen Lebens und schließlich die unentbehrlichen Helfer bei der beruflichen Bildung und Weiterbildung. Doch von allen diesen Wirkungen waren vor 100 Jahren die blinden Menschen noch ausgeschlossen. Selbst die Schrift der Blinden war zur Zeit der Gründung des Deutschen Reiches noch nicht bekannt. Erst 1879 war auf dem Blindenlehrerkongreß in Berlin das Monopol der Brailleschen Anordnung der Punktschrift anerkannt worden, wodurch die Internationalität des Punktschriftalphabets für den Bereich der Vollschrift noch gewahrt blieb.
Die allgemeine Verbreitung der Punktschrift wirkte revolutionierend auf das gesamte Blindenwesen. Die blinden Kinder erhielten in einer Weise, die ihren Fähigkeiten entsprach, den Zugang zur Literatur und die Möglichkeit, gleich den Sehenden Wissen und Bildung durch das Buch zu erwerben.

Die Blindenschrift ermöglichte aber auch den organisatorischen Zusammenschluß der räumlich verstreut lebenden Blinden; denn jede Vereinigung von Blinden, die über einen eng begrenzten Bereich hinaus wirksam sein sollte, bedurfte elementar einer Schrift, die die Blinden selbst herstellen und lesen konnten. Johann Nathan begann 1886 mit der Sammlung von Adressen Blinder in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz. Diesen ließ er 1890 einen Aufruf zum Zusammenschluß in einen Blindenverein zugehen, der an keinen Ort gebunden sei und alle der deutschen Sprache kundigen Blinden erfassen sollte. Bis Jahresende 1890 meldeten sich 35 Mitglieder, die den „Verein der deutschredenden Blinden" gründeten, den ersten überregionalen Zusammenschluß im deutschen Blindenwesen. Er gab „Mitteilungen" an seine Mitglieder heraus, die die erste, von Blinden redigierte deutsche Zeitschrift im deutschen Sprachgebiet wurden. Die Dachorganisation aller örtlichen und regionalen Blindenvereine im Deutschen Reich wurde 1912 gegründet; damit fanden die deutschen Blinden ihre Kampforganisation, ihren berufenen Sprecher in der Öffentlichkeit und den Verhandlungspartner der zentralen staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen.
Damit war auch eine weitere Voraussetzung dafür gegeben, daß Blinde selbst Zeitschriften und Bücher in eigener Regie herausgaben, doch in den Jahren um die Jahrhundertwende war dieses eine Aufgabe, die von Sehenden übernommen wurde.
Im Bereich des Blindenwesens der Anstalten erschienen seit 1880 die „Erholungsstunden", die David Ernst Rohnke (Blindenanstalt Bromberg) herausgab. Leider ging diese Zeitschrift, die nur 16 Seiten umfaßte und auf jeder ihrer einseitig bedruckten Blätter aus starkem Papier nur 20 Zeilen Text zählte, bald wieder ein. Seit 1888 gab Emil Kull, Anstaltsdirektor in Berlin, das „Blindendaheim" heraus; diese Monatszeitschrift erschien ab 1890 in Kurzschrift und ab 1894 in Zwischenpunktdruck. Obwohl sich Kull um Vielseitigkeit mühte, Storms „Immensee" und Dickens' „Weihnachtsabend" in Beilagen veröffentlichte, konnte er das Lesebedürfnis nicht befriedigen. Es gab aber bis zur Jahrhundertwende kaum weitere Möglichkeiten, wenn man von den Lesebüchern der Schulen, wenigen religiösen Schriften und einigen Werken für Musi-

ker absieht. Religiöse Bücher hatten den Vorrang, nennen wir nur eines zur Kennzeichnung der Gattung: „Gnade und Friede“, ein Andachtsbüchlein für jeden Tag, von Pfarrer Ronneberg aus der Rheinischen Provinzial-Blindenanstalt zu Düren. Der Band in Vollschrift kostete 4,50 Mark und war damit für die einzelnen Blinden unerschwinglich teuer, deren ökonomische Lage im allgemeinen verzweifelt war. Um 1900 konnten weniger als 10 Prozent einen auskömmlichen Lebensunterhalt erwerben. Weil die einzelnen Blinden aber nicht als Käufer auftreten konnten, wurden auch die Hersteller kaum ermuntert, Werke in Punktschrift herauszugeben. Im weiteren muß erwogen werden, daß Blindenbücher außerordentlich platzaufwendig sind, was an einem Beispiel aus der Gegenwart belegt werden soll. Den Raum, den etwa 100 Bücher mittlerer Größe in „Schwarzdruck“ einnehmen, kann bereits ein Buchtitel vom Format des Duden beanspruchen; mit seinen 18 Bänden (Format eines Bandes 28 × 35 × 7 cm) füllt er allein zwei Regalfächer. Daraus ergibt sich, daß die Blindenbüchereien ein Monopol in der Aufstellung von Punktschriftbüchern besitzen, das sie durch sorgfältig geführte Kataloge, prompte Belieferung und großzügige Ausleihbedingungen für den einzelnen Blinden so erträglich wie möglich zu gestalten versuchen. Doch damit greifen wir im Gang der Darstellung etwas vor. Hinter dem Angebot der religiösen Literatur verbarg sich die bei den Blindenlehrern und den Vertretern der privaten Wohltätigkeit herrschende Auffassung, daß der Blinde für seine eigene stille Welt zu bilden sei, daß man ihm nicht Dinge nahebringen dürfe, die ihm ganz und gar nicht angemessen seien. Wozu sollte man den Blinden Irrtümer und Leidenschaften zum Bewußtsein bringen, die nur ihre innere Ruhe, ihre Zufriedenheit störten? Man dürfe auf die Phantasie der Blinden nur in einwandfreier Weise einwirken, um ihr Gemütsleben nicht ungünstig zu beeinflussen. Darum wurde aus der kargen Blindenschriftliteratur auch alles ausgeschlossen, worin von Liebe die Rede war, wozu der Direktor Lembcke von der Blindenanstalt Neukloster auch den „Don Carlos“ zählte. Derartige Auffassungen wurden noch um 1900 und später als selbstverständlich angesehen, wenngleich sie von den Blinden selbst heftig bestritten wurden. Nach dem Vorbild der allgemeinen öffentlichen Büchereien forderten sie Blindenbüchereien, die ohne besondere Gebühren

und Zensur die Literatur anboten, die sie für ihre Unterhaltung, Entspannung, Aus- und Weiterbildung wünschten. Die kleinen Anstaltsbüchereien kamen für diese Aufgabe nicht in Frage, weil die ökonomischen Mittel der Blindenanstalten bereits auf das äußerste damit angespannt waren, die täglichen Pflichten zu erfüllen. Außerdem waren ihre Leitungen nicht bereit, ein breiteres Literaturangebot für ihre Zöglinge, Handwerker und Heiminsassen zuzulassen. Autoren wie Haeckel standen bereits auf dem Index und wurden mit für die Emanzipationsbestrebungen der selbstbewußten Blinden von der Bevormundung durch die Blindenlehrer verantwortlich gemacht.

Zur Gründung von Blindenbüchereien in Deutschland

Das Bedürfnis nach Blindenbüchereien war stark und wuchs in dem Maße, wie sich die Kenntnis der Punktschrift verbreitete. Seine Erfüllung erfolgte aber nicht durch öffentliche Mittel, denn der Klassenstaat um die Jahrhundertwende war noch nicht vollständig zur Anerkennung seiner Verantwortung für die Fürsorge und Betreuung der Alten, Invaliden, Kranken und Beschädigten durch die Arbeiterklasse gezwungen worden. Die Gründung der Blindenbüchereien in Deutschland wurde ein Werk der privaten bürgerlichen Wohlfahrtspflege, ein Gegenstand des humanistischen Einsatzes einer großen Reihe von sehenden und blinden Frauen und Männern.

Anstaltsfreie Blindenbüchereien wurden in Deutschland bis 1945 an folgenden Orten gegründet:

1894	Leipzig	Deutsche Zentralbücherei für Blinde
1905	Hamburg	Centralbibliothek für Blinde
1905	Karlsruhe	Badische Landesbibliothek, Blindenbücherei
1908	Wernigerode	Gesellschaft für christliches Leben unter den deutschen Blinden
1913	Breslau	Blindenbibliothek des katholischen Frauenbundes Deutschlands

1915	Breslau	Schlesische Blindenbücherei
1916	Marburg	Hochschulbücherei für Blinde
1916	Berlin	Akademische Blindenbücherei
1917	Berlin	Ernst-von-Ihne-Kriegsblinden-Bibliothek
1918	Bonn	Blindenbücherei des Borromäushauses
1918	Nürnberg	Süddeutsche Blindenbücherei
1919	Köln	Blindenbücherei der Stadt Köln

Von diesen Büchereien errangen nur Leipzig, Marburg und Hamburg nationale Bedeutung; denn nur diese drei waren ausreichend leistungsfähig, auch differenzierte Wünsche ihrer Leser zu erfüllen. Es ist nicht angebracht, aus der größeren Zahl von Blindenbüchereien auf einen Reichtum des Angebotes zu schließen; denn die gedruckten Blindenbücher waren bei allen Institutionen durch gegenseitigen Kauf und Tausch die gleichen, viel eher zeigt sich in dieser Entwicklung ein Ergebnis der deutschen Viel- und Kleinstaaterei. Der Partikularismus verhinderte, daß an einem nationalen Mittelpunkte eine zentrale Bücherei entstehen konnte, die ökonomische Mittel, gesellschaftliches Ansehen und wissenschaftliche Autorität auf sich vereinte, wie es der Nationalen Blindenbücherei in London (gegründet 1882) oder der Association Valentin Haüy in Paris (gegründet 1884) gelang. Neben der regionalen Zersplitterung und Eifersucht hat auch die Spaltung der Blinden in Kriegs- und Zivilblinde eine Rolle gespielt, die erst durch das demokratische Blindenwesen nach 1945 in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone überwunden wurde. Schließlich waren einige Einrichtungen konfessionell gebunden. Alle diese Faktoren bewirkten, daß eine gedeihliche Zusammenarbeit nur schwer zustande kam, daß Prioritätsfragen eine Rolle spielten und daß keine der Büchereien ausreichende Autorität bei zentralen Stellen, Kommunen und Einzelpersönlichkeiten errang. Doppelanfertigungen waren kaum zu vermeiden, die Spezialisierung auf einzelne Gebiete war ebenfalls nicht konsequent durchzuführen. Die Zersplitterung des Blindenbüchereiwesens war vom Standpunkt des die Folgen tragenden deutschen Blindenwesens zu bedauern.

Gründung und Betrieb der Blindenbüchereien sind mit der Geschichte der privaten Wohltätigkeit in Deutschland auf das engste verbunden. Für die blinden Menschen bedeutete die private Wohltätigkeit die günstige Alternative zur öffentlichen Armenpflege. Wer dieser anheimfiel, war zahlreichen Erniedrigungen ausgesetzt, durfte nicht wählen, keine Ehrenämter bekleiden und wurde häufig von den Armenpflegern aufgesucht, die den Lebensaufwand des Unterstützten überprüften und darauf achteten, daß jede überflüssige Anschaffung unterblieb und eine „geordnete Wirtschaftsführung" getrieben wurde.
Im Ergebnis suchte jeder Bedürftige seine Arbeitskraft bis zum Zusammenbruch anzuspannen, ehe er das buchstäblich bittere Brot der Armut aß.
Die von den Vereinen und Stiftungen Betreuten wurden jedoch keinen Diffamierungen unterworfen. Die private Wohltätigkeit unterstützte nur Personen, die sie für würdig hielt; sie individualisierte ihre Leistungen durch Ansehen des Bittstellers und machte dauerndes Wohlverhalten zur Bedingung jeder Sach- und Barleistung. Im Prinzip wurde auch die Arbeit der Blindenanstalten, der Blindenfürsorge und der Unterstützungsvereine so verstanden und durchgeführt. Die Blindenbüchereien durchbrachen jedoch das Prinzip der moralischen Qualifikation, indem sie vom sachlichen Lesebedürfnis und der Blindheit des Lesers ausgingen. Sie waren dazu schon durch die räumliche Trennung vom Leser gezwungen, hätten aber auch — ausgehend von dem Wert und der Einmaligkeit der Punktschriftübertragungen — Kautionen, Garantien von Gewährspersonen oder Leihgebühren verlangen können, was jedoch nicht geschah. Derartige Sicherheiten haben aber eine bedeutende Rolle in der Geschichte der Volksbüchereien und wissenschaftlichen Bibliotheken bis zur Jahrhundertwende gespielt. Doch mit der Vertraulichkeit der Namenslisten im Stiftungsbetrieb blieben auch Haushalt und Rechenschaftslegung der Einrichtungen der privaten Wohltätigkeit diskret, woran selbst die bürgerliche Kritik Anstoß nahm. Eine prinzipielle Kritik übte nur die Arbeiterpartei seit ihrer Gründung, da sie die Armenpflege dem Staat und der gesellschaftlichen Kontrolle überantworten wollte.
Die bürgerlichen Autoren verurteilten auch den Vergnügungsrummel

und die zahlreichen Verdunklungsmöglichkeiten. Die veranstalteten Basare, Festessen, Konzerte, Lotterien und Blumentage deckten oft kaum den Aufwand. Man beklagte, daß Dilettantismus, Mode und Eitelkeit bei vielen Unternehmungen Pate standen.
Die private Wohltätigkeit hat jedoch in der Geschichte des deutschen Blindenwesens eine hervorragende Rolle gespielt. Die Gerechtigkeit erfordert, daß man den individuellen Einsatz nicht gering achtet, der im einzelnen Fall bis zur Aufopferung für die selbst gewählte Arbeit ging. Wir gedenken daher jener Persönlichkeiten mit Sympathie, die den deutschen Blinden halfen, mündig zu werden.
Die DZB ist stolz darauf, auch Frau Lomnitz-Klamroth zu jenem Kreis zu zählen; denn sie leitete über 40 Jahre lang mit Hingebung unsere Bücherei. Marie Lomnitz-Klamroth war in ihrem subjektiven Verhalten nicht völlig frei von den Widersprüchen, mit denen die kapitalistische Wohltätigkeit den Blinden gegenübertrat, in ihrer objektiven Wirkung hat sie jedoch dem deutschen Blindenwesen hervorragende Dienste geleistet.

Der „Verein zur Beschaffung von Hochdruckschriften und von Arbeitsgelegenheit für Blinde zu Leipzig — Die DZB von 1894 bis 1916

Es war kein Zufall, daß gerade in Leipzig die erste öffentliche Blindenbücherei Deutschlands entstand und zur Blüte gelangte.
Es gab keinen anderen Ort im Deutschen Reiche, der sich in derart kurzer Zeit von behaglicher Mittelgröße zu einer der bedeutendsten Städte entwickelt hatte. Von 1864 bis 1884 verdoppelte sich die Einwohnerzahl und stieg von 85 000 auf 170 000; 1913 war die Stadt mit 625 000 Einwohnern die viertgrößte Stadt des Reiches nach Berlin, Hamburg und München. Es entwickelte sich eine leistungsfähige Industrie mit einem hohen Konzentrationsgrad der Arbeiterklasse; vor dem ersten Weltkrieg stand die Stadt in der Zahl der Großbetriebe mit mehr als 1000 Beschäftigten an zweiter Stelle hinter Berlin. Die Messen hatten Leipzig zu einem internationalen Handelsplatz gemacht, die Zahl der Aussteller stieg von 2317 im Jahre 1900 auf 8000 im Jahre 1913. In dieser Stadt

vereinten sich bürgerlicher Wohlstand, eine starke organisierte Arbeiterklasse, messebedingte Weltoffenheit, die zentralen Einrichtungen des deutschen Buchwesens und beachtliche Traditionen in der Unterstützung blinder Menschen. Wie in keiner anderen Stadt waren in Leipzig, der Zentrale des grafischen Gewerbes, alle Voraussetzungen in technischer, fachgewerblicher und literarischer Beziehung gegeben. Die Leipziger Ostvorstadt war der Hauptsitz des deutschen Buchhandels, hier erhob sich auch das „Deutsche Buchhändlerhaus", das „Verwaltungs-, Parlaments-, Repräsentations-, Börsen-, Bibliotheks- und Archivgebäude" des „Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig", wie es in einer zeitgenössischen Beschreibung hieß.
Der Börsenverein setzte sich aus nationaler Verantwortung gegen die kulturfeindliche Politik des imperialistischen Kaiserreiches durch und wurde der Initiator zur Gründung der Deutschen Bücherei, von deren Existenz und Wirken starke Impulse zur Unterstützung der Blindenbücherei ausgingen. Die Unterstützung von Büchereien war ebenfalls eine progressive Leipziger Tradition. Mit dem Börsenverein hängt die Geschichte der DZB insoweit zusammen, als daß der genannte Verein der Bücherei für 20 Jahre im vormaligen Gutenbergkeller des Buchhändlerhauses eine Unterkunft bot. Diese Räume hatten vorher Abteilungen der Deutschen Bücherei benutzt, die aber 1916 das Haus räumen konnten, als der Neubau im Südosten der Stadt bezugsfertig war.
Die Gründungsgeschichte der DZB wurzelt auch in der umfangreichen Leipziger Tradition auf dem Gebiet der privaten Armenpflege und des Stiftungswesens. Das Stiftungsbuch der Stadt Leipzig von 1905 wies 965 „gangbare Stiftungen" nach, von denen 18 für die Blindenpflege bestimmt waren. Die Stadt unterhielt eine eigene Blindenanstalt, die auf eine Stiftung von Fr. Aug. Biener zurückgeht. Aus den großen Stiftungsfonds wurde die DZB aber kaum unterstützt, weil die von den Stiftern angegebenen Verwendungszwecke das nicht zuließen. Seit 1820 bestand die „Heilanstalt für arme Augenkranke zu Leipzig", die kaum Gegenstücke in Europa fand und eine progressive Rolle in der Geschichte der Augenheilkunde und der medizinischen Betreuung spielte.
Die Gründung der Deutschen Zentralbücherei für Blinde erfolgte am 12. November 1894. An diesem Tage wurde der „Verein zur Beschaffung

Das „Deutsche Buchhändlerhaus" in Leipzig. Im Gutenbergkeller dieses Gebäudes war die DZB von 1916 bis 1935 untergebracht.

von Hochdruckschriften und von Arbeitsgelegenheit für Blinde zu Leipzig" gegründet. Der veraltete Ausdruck „Hochdruckschrift" ist heute durch „Punktschrift" ersetzt. Der Gründung war ein Vortrag des Hofrates August Büttner am 2. November vorausgegangen, der vor einem ausgewählten Publikum über die Notwendigkeit der Beschaffung von Blindenbüchern und der Einrichtung von Blindenbüchereien gesprochen hatte.

August Büttner war der Direktor der Blindenanstalt zu Dresden, die eine der größten und wohlhabendsten Einrichtungen dieser Art in Deutschland und Europa war. Bereits seine Vorgänger hatten die nachgehende Fürsorge für entlassene Zöglinge in einer für die damalige Zeit vorbildliche Weise geregelt. 1894 wurden durch die Anstalt 450 Blinde betreut, die bei ihrer Entlassung aus der Anstalt mit Arbeits-

gerät, Wäsche, Kleidung und Rohmaterial für den Aufbau einer Existenz als Handwerker ausgestattet worden waren. Die Kosten dafür trug ganz oder teilweise die Anstalt, die ihre Zöglinge auch den örtlichen Honoratioren empfahl, im Notfall Unterstützungen zahlte, Kredite gewährte und die erzeugten Waren verlegte. Für die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse hatte das sogenannte „Sächsische System" kaum Platz; darum suchte Büttner sowohl Freiwillige für die Übertragung von Werken in Punktschrift als auch Organisatoren für die technische Durchführung der Buchherstellung und des Verleihs. Er berief sich dabei auf das englische und französische Beispiel.
Die Einladung für den Vortrag war von Pastor Dr. Georg Buchwald ausgegangen, der 1892 die „Leipziger Blindenvereinigung" gegründet hatte, die in Art der Organisation und im Ablauf ihrer Veranstaltungen einem christlichen Männer- und Jünglingsverein glich. Dr. Buchwald hatte auch einen Kreis von Förderern zusammengeführt, der den Verein finanziell unterstützte und durch Arbeitsaufträge zu fördern suchte. Und aus diesem Kreis setzten sich auch die Zuhörer von Büttners Vortrag zusammen. Man erkannte sofort die Notwendigkeit einer Blindenbücherei, ein Mitglied stiftete sogleich 38 Bände, und andere gaben Geld zum Ankauf von Büchern aus den Anstaltsdruckereien. Man entschloß sich dann, den Verein als juristische Persönlichkeit aufzuziehen, kam dabei von dem Vorschlag ab, den Vorstand aus vier Damen und einem Herrn zu bilden, was dem realen Mitgliederverhältnis entsprochen hätte, und erweiterte den Vorstand auf acht Personen, um möglichst vielen Förderern die Ehre eines Vorstandsmitgliedes zu geben. Der Jahresbeitrag wurde auf 50 Pfennig festgelegt. Drei Lehrer der Sächsischen Blindenanstalten sollten als beratender Ausschuß bei der Buchauswahl mitwirken, aber die räumliche Entfernung und die vorerst geringe Möglichkeit, geäußerte Wünsche zu erfüllen, ließen die Zusammenarbeit nicht zustande kommen. Erst nach 1945 bahnten sich engere Beziehungen zu der sächsischen Anstalt Chemnitz an. Das Gründungskomitee zog jedoch in Betracht, daß die kulturelle Betreuung nur eine Seite der Blindenunterstützung war, viel dringender war die Steuerung der unmittelbaren materiellen Not der Blinden, und so beschloß man dann, dem jungen Verein eine weitere Zwecksetzung zu geben, die schon in dem

erweiterten Titel zum Ausdruck kam. Im § 2 der Statuten hieß es dazu: *„Der Verein hat den Zweck, den Blinden durch Errichtung und Unterhaltung einer Leihbibliothek, sowie durch Unterhaltung einer Blindendruckerei Hochdruckschriften zugänglich zu machen. Daneben bezweckt er auch die Übernahme und Weiterführung der in Leipzig bestehenden, bisher von der königlichen Blindenanstalt in Dresden unterhaltenen Verkaufsstelle für die Arbeiten von Blinden.“*
Bis 1900 beliefen sich die jährlichen regulären Einnahmen auf etwa 1000,– Mark, bis 1914 stiegen sie auf 4000,– Mark; im gleichen Zeitraum erhöhte sich die Mitgliederzahl auf 450 Einzelpersonen und Körperschaften, unter denen sich etwa 50 auswärtige Mitglieder befanden. Der Verein wuchs spontan, zur Druckerei und Bibliothek kam das Ladengeschäft mit einer Werkstatt. Dr. med. Eggebrecht förderte die blinden Masseure; Leipzig war die erste deutsche Stadt, in der sich die blinden Masseure durchsetzten. Frau Isabella Keilberg gründete im Frühjahr 1908 das Blindenerholungsheim in Grimma, das den Hauptteil der Einnahmen des Vereins verbrauchte.

Seit Gründung des Vereins hatte Marie Lomnitz-Klamroth im Vorstand mitgearbeitet; ihr Mann war der Verlagsbuchhändler Ferdinand Lomnitz, der die Firma Otto Wigand erworben hatte, in deren Druckerei am Roßplatz die erste Auflage von Karl Marx’ „Kapital“ gedruckt worden war. Marie Lomnitz übernahm 1901 die ehrenamtliche Leitung der Bücherei, nachdem ihr vom Verein für alle ihre Maßnahmen völlig freie Hand zugestanden worden war. Marie Lomnitz war in ihrem Auftreten und Denken eine Dame. Sie war 1863 als Tochter des ersten Konzertmeisters der Moskauer Großen Oper geboren worden, aber dann mit der Mutter nach Deutschland zurückgekehrt. Ihr Bruder war ein gesuchter Porträtmaler, sie selbst besaß starke musikalische und literarische Neigungen. Dank ihrer vielfältigen gesellschaftlichen Beziehungen und ihrer Kontaktfähigkeit gelang es ihr, die erforderlichen Übertrager zu finden; 1908 arbeiteten 136 und 1917 300 Freiwillige am Übertragen von Schwarzdruckvorlagen in Braille-Schrift.
Die Entwicklung des Bestandes, der Leserzahl und der Ausleihe spiegelt sich in folgenden Zahlen:

Jahr	Bestand in Bdn.	Ausleihe	Leser	Übertrager
1894	38	?		
1901	346	?		
1903		624		
1904		686		
1905		797		
1906		864		
1907		768		
1908		1146		136
1909		1471	180	
1910	2740	2334		153
1911		2938		
1912		3110		
1913	3387	3278	500	110
1915		3955	529	
1916	3892	7023	634	
1917	5000	12488	1255	297
1918		13519	1589	

Die neue Leiterin bemühte sich seit ihrer Amtsübernahme darum, die Punktschriftübertragung der Bücher in ein System zu bringen, um die zahllosen Willkürlichkeiten der Übertrager abzustellen und den Blinden das Lesen so bequem und effektiv wie möglich zu machen. Sie schuf eine Typographie für Punktschriftbücher und strebte maximale „Schwarzdrucktreue“ bei der Übertragung an. 1916 erklärte sie ihr System: „Das vorliegende System beim Übertragen sollte ermöglichen, daß der deutschen Blindenwelt die vorhandene Literatur in ihrer Eigenart original wiedergegeben und auch die Ästhetik des Buches berücksichtigt werde. Durch den systematischen Aufbau in der Beschaffung von Büchern in Punktschrift, auch in bezug auf die Einheitlichkeit des Buchformates, Wahl und Behandlung des Papiers, korrekte Herstellung der Schrift, sachgemäß ausgeführte Korrektur und Art des Einbindens sollte ein kultureller Fortschritt erzielt werden.“
Als ihre Schmerzenskinder betrachtete sie stets die handschriftlich hergestellten „Schenkungen“, die oft die Schwarzdruckvorlage entstellten,

ganze Abschnitte sinnlos wiedergaben und zahlreiche Verständnisfehler enthielten. Zur Anleitung der freiwilligen Helfer schrieb sie eine Systematik, die 1915 erschien und in 81 Paragraphen die Einheitlichkeit der Darstellung in Punktschrift garantieren sollte. Sie nahm schließlich keine Schenkungen mehr an und formulierte: „Auf alle Zeiten gilt der Satz: Es kommt nicht darauf an, daß Bücher in Punktdruck übertragen werden; sondern wie sie übertragen werden.“ Frau Lomnitz war die erste, die derartige Forderungen im Interesse der blinden Leser aufstellte und systematisierte. Es war ihr Verdienst, daß die Leipziger Bücher den Ruf verläßlicher Originaltreue erlangten und für Jahrzehnte als die besten in Deutschland galten. Die anderen Büchereien übernahmen das von ihr entworfene System, und es gab später einen recht häßlichen literarischen Streit in den Zeitschriften „Blindenfreund“ und „Blindenwelt“ um die Priorität der „Systeme“. Es ging hierbei nicht um die Tatsache der begrüßenswerten und notwendigen Verbesserungen in der Methodik der Übertragung, wo jede Weiterentwicklung unmittelbar den Lesern zugute kam, es ging um die Angaben gegenüber dem Publikum und den subventionierenden Regierungsstellen, vor denen jede Bücherei mit Leistungen aufwarten wollte und mußte.
Für alle heute selbstverständlichen Formen und Wege mußten mühsam Erfahrungen gesammelt werden: die Wahl des Papiers, die Anfeuchtung beim Tafel- und Maschineschreiben, die Ausführung der Korrekturen, der Schutz vor Verschmutzungen und hygienische Vorkehrungen, die Form des Einbandes und das Format. Etwa um 1910 bestand Klarheit über die wesentlichen Punkte. In Leipzig hat man auch nie Sträflinge mit der Übertragungsarbeit betraut wie anderwärts, weil sie zu fehlerhaft schrieben. Bis zu diesem Jahre wurden aber die meisten Werke noch auf der Tafel übertragen, auf der sie Punkt für Punkt in Spiegelschrift geschrieben werden mußten. Auf Frau Lomnitz' Initiative wurden einige amerikanische und deutsche Blindenschrift-Bogenschreibmaschinen angeschafft, deren positiver Akkordanschlag einen vielfachen Zeitgewinn und eine Verringerung des physischen Aufwandes ermöglichte. Die Leiterin hatte jedoch wenig Einfluß auf die Auswahl der Bücher, denn bei dem großen körperlichen und geistigen Aufwand des Schreibens hielten sich die Übertrager meist an ihre Lieblingsbücher

Schreiben mit der Tafel

und Lieblingsautoren. Fast alle schrieben Vollschrift und bevorzugten Textvorlagen von geringem Umfang, die meist nur einen Band ergaben. Von den 150 Übertragern im Jahre 1910 waren nur 2 für schwierige Texte einsetzbar. Die handschriftliche Übertragung dringend benötigter Titel, für die sich kein freiwilliger Helfer fand, besorgten einige Leipziger Blinde gegen geringes Entgelt. Insgesamt konnte wegen der Spontaneität der Zugänge und Erwerbungen von einem planmäßigen Bestandsaufbau keine Rede sein. Das Primat hatte die „gutbürgerliche" Unterhaltungsliteratur mit Ganghofer, Rudolf Herzog und I. C. Heer. Das bürgerliche Bildungsgut wurde ebenfalls gepflegt, bis 1916 lagen Goethe, Schiller, Shakespeare und Hebbel in allen Hauptwerken vor, Hauptmann und Ibsen hatten auch ihren Platz.
Einen Blick auf die Konzeption der Bücherei gestattet nur der Katalog der Druckwerke, deren Auswahl in die Verantwortung der Leiterin fiel. Wir veröffentlichen ihn in Form einer Buchanzeige aus der Dezember-

Bücher-Anzeige vom Verein zur Beschaffung v. Hochdruck-Schriften und von Arbeitsgelegenheit für Blinde in Leipzig.

Bisher in der Druckerei des Vereins erschienene Werke in Punktdruck (Vollschrift):

1. **Andersen, H. C.**, „Bilderbuch ohne Bilder", geb. . . . ℳ 2.–
2. **Arndt, E. M.**, „Gedichte", 2 Bde. geb. zus. . . . . . . „ 6.50
3. **Arnold, H.**, „Eine kleine Vergnügungsreise", ... „ 3.50
4. **Birkenfeld, E.**, „Die neue Pfarrerin", 2 Bde. geb. zus. . „ 5.—
5. **Buchner, W.**, „Friedr. v. Schiller" (Ein Lebensbild) 2 Bde. geb. zus. . . . . „ 5.50
6. **Buchner, W.**, „Joh. W. v. Goethe" (Ein Lebensbild), 2 Bde., geb. zus. . . . . „ 5 50
7. **Deklamatorium**, geb. . . . . „ 3.50
8. **Eichendorff, J. v.**, „Aus dem Leben eines Taugenichts", 2 Bde. geb. zus. . . . . „ 5.—
9. **Fries, N.**, „Büchlein von der Geduld der Kinder Gottes", geb. . . . . „ 2.40
10. **Goethe, J. W. v.**, „Reineke Fuchs", 2 Bde. geb. zus. . . „ 5.—
11. **Gorki, M.**, „Das Lied vom Falken" u. „Sturmvogel", geh. „ 0.60
12. **Gutzkow, C.**, „Uriel Acosta", geb. . . . . „ 3.50
13. **Hauff, W.**, „Die Bettlerin vom Pont des Arts", 2 Bde. geb. zus. . . . . „ 6.00
14. **Hersch, H.**, „Die Anna-Lise", geb. . . . . „ 3.50
15. **Jacobsen, Fr.**, „Die letzten Menschen", geb. . . . . . „ 3.—
16. **Kleist, H. v.**, „Prinz von Homburg", geb. . . . . . . „ 3.50
17. **Klie, A.**, „Drei Märchen", geb. . . . . „ 1.50
18. **Klie, A.**, „Für Kinderherzen" (Geschichten u. Lieder), geb. „ 3.—
19. **Körner, Th.**, „Leier und Schwert", geheftet . . . . . „ 1.—
20. **Lehrbuch für blinde Massöre.** Nach Dr. Granier's Lehrbuch für Heilgehilfen und Massöre, bearbeitet von Dr. Eggebrecht, Leipzig. (Neue Ausgabe.)
    I. Teil: „Bau und Lebenstätigkeit des menschlichen Körpers", geb. . . . . „ 1.50
    „Anhang", geheftet . . . . „ 0.80
    II. Teil: „Leitfaden für die Ausübung der Massage" von Dr. med. Eggebrecht und O. Schorch. Leipzig. 1906. „ 3.—
21. **Lessing, G. E.**, „Emilia Galotti", geb. . . . . „ 3.50
22. **Luther, Dr. M.**, „Von der Freiheit eines Christenmenschen", geb. . . . . „ 2.50
23. **Marquardt, J.**, „Eros und Psyche". (Ein griechisches Märchen nach Apuleius), geheftet . . . . „ 0.80
24. **Nicolai**, „Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo", 5 Bde., geb. zus. . . . . „ 13.—
25. **Pharus am Meere des Lebens**, 4 Bde., geb. à . . . . . „ 2.50
26. **Raabe, W.**, „Die Chronik der Sperlingsgasse", 2 Bde. geb. zus. . . . . „ 8.—
27. **Ratzel**, „Grundzüge der Völkerkunde", 3 Bde. geb. zus. „ 9.50
28. **Shakespeare, W.**, „König Lear", 2 Bde. geb. zus. . . . „ 5.—
29. **Schiller, Fr. v.**, „Braut von Messina", geb. . . . . . . „ 3.50
30. **Schiller, Fr. v.**, „Jungfrau von Orléans", 2 Bde., geb. zus. „ 5.00
31. **Schilling, A.**, „Aus Richard Wagner's Jugendzeit", geb. „ 2.50
32. **Storm, Th.**, „Von Jenseit des Meeres", geb. . . . . . „ 2.50

In Vorbereitung: **Biernatzki**, „Die Hallig".

Ferner erschienen: **Wand-Kalender für Blinde** à Mk. **2.50.**

Mit auswechselbarem Kalendarium u. 100 auswechselbaren Sprüchen.

Die Preise verstehen sich exclusive Porto.

Die Bücher und der Kalender sind zu beziehen durch die

Verlagsbuchhandlung von Georg Wigand,

LEIPZIG, Seeburgstrasse 100, I. Et.

Katalog der Druckwerke der DZB von 1906

nummer 1906 der Zeitschrift „Blindenfreund". Er enthielt 32 Titel in Vollschrift, der Durchschnittspreis je Band lag bei 3 Mark, womit zwei Drittel der Selbstkosten gedeckt wurden. Für Punzieren und Drucken wurden 2 Blinde mit einer sehenden Vorleserin hauptamtlich beschäftigt; bei Druckwerken wurde auch Korrektur gelesen, bei Handschrift nicht. Die Buchbinderarbeiten wurden außer Haus gegeben.
Zu den Schwierigkeiten bei der Herstellung einwandfrei übertragener Texte und beim Bestandsaufbau traten die Hemmnisse der allgemeinen Betriebsführung der Bücherei und des Vereins. Der Verein besaß wenig Geld, 1913 standen der Bücherei 2250 Mark zur Verfügung, davon brachte sie selbst 1880 Mark durch den Verkauf von Druckschriften auf. Der Abteilung Druckerei wurden etwa 2000 Mark zugebilligt, das Gewinn- und Verlustkonto des Vereins schloß insgesamt mit je 5930 Mark ab. Seit 1894 gewährte die Stadt dem Verein einen jährlichen Zuschuß von 100 Mark; der Rat zahlte grundsätzlich an jede antragstellende Vereinigung geringe Beträge, forderte dafür aber die Unterlagen und erhielt somit ein Kontroll- und Einspruchsrecht, von dem auch Gebrauch gemacht wurde. Als Zwickau für 20 Mark die gleichen Unterlagen beanspruchte, empfand das der Vorstand als unerträgliche Zumutung; denn der Verein gab aus Geldmangel nur selten gedruckte Berichte heraus und verzichtete daher lieber auf die 20 Mark, als noch einmal die Unterlagen zusammenzustellen. Erst ab 1909 wurden der Bücherei und dem Blindenheim in Grimma je 300 Mark aus der „Stiftung eines Menschenfreundes" zugesprochen. Die Verteilung der Vereinsgelder trug ernste Zerwürfnisse in den Vorstand, Frau Keilberg als Verantwortliche für das Heim Grimma führte die Basareinnahmen der gemeinsamen Kasse nicht mehr zu, worauf man ihr den Zugang zu der jährlichen Listensammlung verweigerte.
Die DZB selbst litt unter räumlichen Schwierigkeiten; bis 1916 waren Magazin, Druckerei, Lager und Verwaltung an 4 verschiedenen Stellen in der Stadt untergebracht, die Verwaltung befand sich in der Privatwohnung der Leiterin. Als starkes Hemmnis für ein größeres Wachstum der Ausleihe erwies sich die mangelnde Einsicht der Reichspost, die für die schweren und ungefügen Punktschriftbände den vollen Tarif von 50 Pfennigen forderte, was viele Blinde davon abhielt, Leser zu werden,

selbst wenn sie nur das Rückporto zu tragen hatten. Der Tarif von 1913 brachte nur dem Namen nach Verbesserungen, erst 1916 wurde das Porto spürbar ermäßigt.
Der Ausbruch des imperialistischen Weltkrieges stürzte Verein und Bibliothek in eine schwere ökonomische und organisatorische Krise. Nur mühsam waren in allen vergangenen Jahren Einnahmen und Ausgaben bilanziert worden; der Ausbruch des Krieges überforderte die Mittel, da alle blinden Musiker, Klavierstimmer und Sprachlehrer Leipzigs arbeitslos wurden und die Gunst des Publikums auf die Kriegsbeschädigten und -hinterbliebenen gelenkt wurde. Die jährliche Lotterie des Vereins konnte 1914 nicht stattfinden, was einen Verlust von 2000 Mark bedeutete. Ab 1915 häuften sich die Schwierigkeiten bei der Materialbeschaffung. Die Kriegsblinden bedurften zu ihrer Rehabilitation auch der kulturellen Betreuung. Die gesellschaftliche Basis des Vereins erwies sich als viel zu schmal. Unter der Überschrift „Nicht mehr Wohltätigkeit sondern Kulturarbeit" forderte Marie Lomnitz in einem längeren Schreiben 2000 Mark vom Rat der Stadt und weitere Gelder von Sachsen und dem Reiche. Der Rat bewilligte noch für 1915 1500 Mark und für 1916 3000 Mark, womit Frau Lomnitz hauptamtlich angestellt werden konnte. Damit wurde auch die enge Bindung an den Verein nicht mehr im bisherigen Maße notwendig, so daß für die Bücherei nach einer neuen Organisationsform gesucht werden mußte, die wirkungsvoll die Forderungen der Zivilblinden und der frischerblindeten Verwundeten erfüllen konnte.

Der „Verein zur Förderung der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig" – Die DZB von 1916 bis 1924

Die gesuchte Form war die Gründung eines eigenen fördernden Vereins, dessen Konstituierung am 9. September 1916 nach längeren Vorarbeiten zustande kam. Der „Verein zur Förderung der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig" war ein „Verein der Elite"; denn man erwarb seine Mitgliedschaft durch einen Jahresbeitrag von 20 Mark. Damit war die Bücherei in die zweite Phase ihrer Entwicklung getreten; denn die

neue Form der Unterstützung hatte nichts mehr mit dem kleinen Rahmen der 50-Pfennig-Beiträge gemein. Gewissermaßen bildete der neue Verein verpflichteter Förderer die höchstmögliche Form des bürgerlichen Wohlfahrtsvereins, der auf eigener finanzieller Grundlage bestand und staatlichen wie kommunalen Hilfen nicht den Primat einräumte. Die Gründer gingen von einem jährlichen Geldbedarf in Höhe von 10 000 Mark aus, der durch 500 Mitglieder annähernd gedeckt werden konnte. Das Gründungskomitee mit Frau Lomnitz, dem Kreishauptmann von Burgsdorff und dem Museumsdirektor Prof. Dr. Schramm strebte danach, den Verein in der Spitze der Leipziger Behörden zu verankern, um gewissermaßen durch amtlich bestellte Förderer die Existenz der Bücherei zu sichern, die in ihrem Namen „Deutsche Zentralbücherei für Blinde" einen Führungsanspruch in Deutschland proklamierte. Es gelang dem Komitee, folgendes durchzusetzen:

1. Der Vorsitzende ist der jeweilige Vorstand der Kreishauptmannschaft.
2. Der Stellvertreter ist ein vom Rat der Stadt Leipzig zu ernennendes Ratsmitglied.
3. Der Kassenwart ist ein juristischer Rat der Kreishauptmannschaft Leipzig.

Der Leiter der Bücherei hatte ebenfalls eine Stimme im Vorstand. Ein Blindenbeirat von drei Mitgliedern beriet die Leiterin bei der Auswahl der Bücher. Bei der Berufung der Blinden wurden nur Akademiker gewählt, der „Verein der erwerbtreibenden Blinden Leipzigs" mit seinen Industriearbeitern, Handwerkern, Sprach- und Musiklehrern wurde bewußt als „nicht standesgemäß" ausgeschlossen. Die statutmäßig begründete Form des Beirates war ein Fortschritt, eine beschließende Stimme hat jedoch von 1894 bis 1930 kein Blinder im Bereich der Bücherei erhalten. Diese Tatsache führte zu Spannungen mit den Blindenverbänden und -vereinen. In der Hamburger Bücherei war der Einfluß der Blinden ungleich stärker, ihr Leiter von 1905—1947, Richard Dreyer, war selbst blind. Der Reichsdeutsche Blindenverband unterhielt zur Hamburger „Centralbibliothek für Blinde e. V." enge Beziehungen und unterstützte sie moralisch, seine Beziehungen zur DZB waren kühl, abweisend und zeitweilig sehr gespannt. Die DZB fand nur in dem „Verein der

deutschredenden Blinden“ eine Hilfe, dessen Vorsitzender in Leipzig wohnte. Die „Mitteilungen“ des Vereins wurden in der DZB gedruckt. Die Einbeziehung hoher staatlicher und städtischer Funktionäre in die Vereinsleitung hat sich im Prinzip bis 1945 bewährt, weil sie eine ständige Brücke für Kontakte schuf, auf der sich Bücherei und Behörden begegnen konnten. Das gesellschaftliche Ansehen zeigte sich auch darin, daß führende Leipziger Bourgeois wie der Geheime Kommerzienrat Biagosch und der Kommerzienrat Georg Giesecke als fachtechnische Berater in Druckfragen mitwirkten; die Protokolle weisen aus, daß alle Beteiligten ihre Pflichten ernst nahmen, auf Anwesenheit hielten und sich der Bücherei verbunden fühlten. Keiner der bürgerlichen Vorstandsmitglieder vermochte 1916 vorauszusehen, welchen Erschütterungen das deutsche Volk in der Zukunft ausgesetzt war und daß die statutmäßig abgesicherte Hilfe der privaten Wohltätigkeit die Existenz der Bücherei doch nicht sichern konnte. Die entscheidende Voraussetzung für die Existenz der Bücherei lag schließlich in der aktiven Unterstützung durch die fortschrittlichen Kräfte im Leipziger Stadtparlament und im sächsischen Landtag.

Anzeige der DZB von 1921

Deutsche Zentral-Bücherei für Blinde zu Leipzig

Gegründet 1894 — Gegründet 1894

Buchhändlerhaus, Hospitalstraße 11, Portal II.

Bücher und Musikalien werden **kostenlos** an alle Blinden verliehen. — Die Leser haben nur das Rückporto zu tragen. Kataloge unentgeltlich. — **Lese-Saal** geöffnet und **Bücher-Ausgabe**: Täglich von 9—1 und 3—6 Uhr. Dienstags bis 8 Uhr. — **Versand nach auswärts:** Täglich. (Sonn- und Festtage geschlossen.) — Der Bibliographische Apparat der 1916 gegründeten **Zentral-Auskunftsstelle** für das gesamte Blinden-Büchereiwesen, umfaßt 43 verschiedene Auskunfteien. (Weitere in Vorbereitung.) — **Besichtigung** der Bücherei, Druckerei und der Graphischen Ausstellung: Täglich. Große Führungen nach vorheriger Anmeldung auch Sonntags. — Fernruf 6025 — Die Bücherei bleibt das ganze Jahr geöffnet.

Zunächst schien die Bücherei gesichert. Schon äußerlich veränderte sich ihre Lage, indem sie noch im Dezember 1916 in den Gutenbergkeller des Buchhändlerhauses in der Hospitalstraße (der heutigen Leninstraße) zog. Sie erhielt nun ein großes Magazin, einen einladenden Lesesaal, einen zureichenden Arbeitsraum, eine besondere Abteilung für Musikalien, Platz für die wissenschaftliche Schwarzdruckbücherei, die Korrektur und das Lager. Die Miete betrug jährlich 4500 Mark zuzüglich 600 Mark Heizung. Zwar waren die Räume dunkel, kalt im Sommer und überheizt im Winter, dennoch boten sie den Vorteil der zusammenhängenden Unterbringung des Betriebes. Die Bücherei war nun in der Lage, sich fremden Besuchern in würdiger Form vorzustellen, zu deren Einführung eine Dauerausstellung aufgebaut wurde: Wie ein Blindenbuch entstehen und beschaffen sein muß.
Das neue Statut, die gewonnene Anerkennung, die günstige Unterbringung und die steigenden Ausleihergebnisse bewiesen, daß das Jahr 1916 den Umschlag in eine neue Qualität gebracht hatte. In kurzer Zeit wurde die DZB ein Zentrum der Kulturarbeit für die Blinden und ein Anziehungspunkt für die Fachleute aus vielen Ländern. Sie gewann nationalen und internationalen Ruf und hob auf ihrem besonderen Gebiete den Ruhm Leipzigs als Stadt der Bücher. Es scheint fast so, als wären die ersten Jahre in der Hospitalstraße die glücklichsten der Bücherei gewesen. Ein- und Ausgaben waren durch Spenden und Beiträge gesichert. Die Regale boten Stellraum für 50 000 Bände und reichten bei dem errechneten jährlichen Zuwachs voraussichtlich für 20 Jahre. Der alte Verein stellte die 3892 Bände dem neuen zur Verfügung, ohne freilich auf seine Besitzrechte zu verzichten, und verpflichtete sich zu einem jährlichen Zuschuß von 2000 Mark. Die Schar der Übertrager war auf 300 gestiegen, die es nun der Leitung ermöglichte, Werke wie das Strafgesetzbuch, die Zivilprozeßordnung, die „Deutschen Staatsgrundgesetze" von Binding und Reins „Grundriß der Pädagogik" einzustellen. Eine technische Verbesserung des Blindendrucks verbilligte und beschleunigte die Herstellung von Druckplatten. Geheimrat Giesecke von der Firma Schelter & Giesecke ließ 1918 für die DZB das „plattenlose Druckgerät" bauen, wodurch die aufwendigen Metallplatten gespart wurden, weil als Textvorlage ein gestanztes Blatt Papier benutzt wurde.

Arbeitsraum der DZB im Buchhändlerhaus um 1928

Das Verfahren konnte sich trotz zunächst sichtbarer Vorteile in der Zukunft nicht durchsetzen, die Druckereien blieben bei der Punziermaschine und den Metallplatten. Voller Vertrauen in die eigene Kraft und in eine ungestörte Weiterentwicklung wurde ein von der Hamburger Bücherei geforderter Anschluß abgelehnt. Der Hamburger Antrag auf Unterordnung der DZB verbitterte Frau Lomnitz und machte sie auch in den folgenden Jahren mißtrauisch, als durchaus gerechtfertigte Anträge zur sachlichen Zusammenarbeit von den Blindenbüchereien in Hamburg und Marburg kamen, die von den Blindenverbänden und von Regierungsstellen unterstützt wurden. Es ging um gemeinsame Kataloge, Absprachen zur Vermeidung von Doppelherstellungen und ein verbindliches System bei der Übertragung. Ihre Abneigung gegen derartige Pläne setzte Frau Lomnitz ins Unrecht und

wirkte sich ökonomisch nachteilig aus. 1917 war Hamburg infolge günstigerer Umstände der Leipziger Bücherei noch überlegen, es hatte in diesem Jahre 1573 Leser bei 21 000 Bänden Ausleihe, während die DZB nur 1255 Leser bei 12 500 Bänden Ausleihe aufwies, dann aber setzte ein steiler Anstieg ein, der die Leipziger Bücherei an die Spitze aller deutschen Blindenbüchereien führte. Die Zahlen seien hier im Zusammenhang wiedergegeben.

Jahr	Ausleihe in Bänden	Leser	
1913	3 278	500	
1916	7 023	634	
1917	12 488	1255	Bestand: 5000 Bde.
1918	13 519	1589	
1919	13 703	1889	
1920	13 957	2165	
1921	22 813	2335	
1922	25 517	2540	
1923	46 119	2863	
1924	50 000	3058	
1925	51 209	3272	
1926	52 722	3501	
1927	76 515	3761	
1928	83 044	4115	
1929	87 912	4335	
1930	96 003	4556	
1931	101 812	4825	
1932/33	112 250	5376	
1933/34	114 278	5585	
1934/35	122 802	5749	
1935/36	128 248	5919	Bestand: 26 000 Bde. einschl. Musikalien

Weitere Zahlen wurden nicht ausgewiesen.

In diesen Zahlen sind auch ausgeliehene Zeitschriften enthalten, ihr Anteil belief sich 1935/36 auf 36 488 Bände. Die Ausleihe der Hamburger Bücherei betrug im Jahre 1936 66 675 Bände. Die Realität der Leipziger Zahlenangaben ist indes nicht völlig gesichert.

Der steile Anstieg der Ausleihe bewies, wie groß der Lesehunger der Blinden und ihr Bildungsbedürfnis waren. Für eine große Zahl von Titeln lagen bis zu 10 Vorbestellungen vor. Wo lagen die gesellschaftlichen Gründe für diese Entwicklung? In der deutschen Blindenschaft waren seit 1914 beträchtliche soziale Veränderungen vorgegangen. Die Enge der klassischen Blindenberufe war teilweise überwunden worden. Zu den Bürstenmachern und Korbflechtern waren die blinden Industriearbeiter, Masseure, Telefonisten und Stenotypisten, die Lehrer, Juristen und Wissenschaftler, dazu die 3000 Kriegsblinden getreten, die zum Teil umgeschult werden mußten; sie alle brauchten Bücher, und zwar in zunehmendem Maße Fachbücher. Die Ausleihzahlen spiegeln aus dem Blickwinkel der Büchereien den Prozeß der Überwindung der Schranken wider, mit denen die kapitalistische Gesellschaft die Blinden bisher umgeben hatte. Die Büchereien wurden ein unentbehrliches Mittel, eine der sozialen Folgen des Sinnesausfalls, die unzureichende Bildung, zu überwinden. Der kulturellen Aktivität entsprach auch eine gesellschaftliche; denn die Mitgliedszahlen des Reichsdeutschen Blindenverbandes, der Reichsorganisation aller Zivilblinden, zeigten die gleiche ansteigende

Tendenz:	1914	1 877 Mitglieder	1928	10 925 Mitglieder
	1921	4 409 Mitglieder	1929	14 000 Mitglieder
	1924	7 200 Mitglieder		

Der RBV blieb auf einer Mitgliederzahl von 14 000 dann stehen.
Zunächst erklärte man sich in der DZB die Vervierfachung der Ausleihe von 1913 bis 1917 mit der Existenz der Kriegsblinden, mit dem Einfrieren des gesellschaftlichen Lebens in den Blindenvereinen durch die Not des Krieges, das die Blinden auf das häusliche Lesen als Ersatz verwies oder mit der erzwungenen Freizeit der arbeitslosen Blinden. Aber keine Erklärung war ausreichend; denn hinter dem beständigen Anstieg über viele Jahre hinweg stand die fortschreitende soziale Integration der deutschen Blinden, ihre aktive Hinwendung zur Gesellschaft und damit auch zur Literatur.
So progressiv und optimistisch der Anstieg der Leserzahlen auch war, so mühsam und verzweiflungsvoll war das Ringen der Verantwortlichen

um die Erhaltung der Büchereien. In Leipzig fielen bereits 1919 die meisten Vereinsmitglieder aus, die beginnende Inflation machte die Voranschläge der Haushalte illusorisch, und bereits Anfang 1920 stellte Marie Lomnitz fest, daß von „Förderung“ schon lange nicht mehr die Rede sein konnte. 1921 standen den 50 000 Mark Einnahmen 140 000 Mark Ausgaben gegenüber. In einem Memorandum legte die Leiterin dem Oberbürgermeister die Notlage der DZB offen dar, sie berichtete vom Ausfall der Spenden und Beiträge, von den fehlenden Mitteln zum Ankauf notwendiger Vorlagen für das Übertragen und von der Tatsache, daß schon lange keine „standesgemäßen Gehälter und tarifmäßigen Löhne“ mehr gezahlt wurden. Auch neue Kräfte konnten nicht eingestellt werden, um die steigenden Bedürfnisse der Leser zu befriedigen. Zum einzigen Male fällt in dem Aktenmaterial der Satz, daß nur durch staatliche Zuschüsse die Bücherei auf eine „würdige und nicht mehr auf Bettel aufgebaute Basis“ gestellt werden könne.
Die Stadt tat ihr Möglichstes, um die Bücherei „über Wasser zu halten“. Zahllose Male hätte die DZB bis 1923 entsprechend den gesetzlichen Bestimmungen liquidiert werden müssen, wurde aber buchstäblich durch den Enthusiasmus der Leiterin und ihrer 6 Mitarbeiterinnen gerettet. Sie erhielten einige Male gar keine und stets eine unzureichende Entlohnung. Ein mit Mühe beschaffter Reichszuschuß von 4 Millionen Mark im Januar 1923, der für mehrere Monate ausreichen sollte, ging im Februar in einer Mitteilung des Börsenvereins unter, der als Hauswirt unplanmäßig 3 Millionen für Heizungsgebühren forderte. Trotz aller Schwierigkeiten wurde die Ausleihe fortgeführt, ja sie stieg von 22 813 Bänden 1921 auf 46 119 im Jahre 1923. Am 30. 11. 1923 belief sich das Defizit der Bücherei auf 39 Billionen Mark. Nach der Stabilisierung der Mark erhielten die Mitarbeiter Bezüge, die wir im folgenden als Beweis für die Förderung der Bücherei durch den Klassenstaat nennen:

Leiterin	177,50 Mark Monatsgehalt
Stellvertreterin	135,00 Mark Monatsgehalt
Bibliothekar-Gehilfin	78,00 Mark Monatsgehalt
Blinde Druckerin	82,00 Mark Monatsgehalt
Blinde Korrekturleserin	47,00 Mark Monatsgehalt
Markthelferin	10,50 Mark Wochenlohn.

Das Ringen um Anerkennung, Unterstützung und Existenz — Die DZB von 1924 bis 1945

Der Rat der Stadt war an den Hungerlöhnen der Mitarbeiter nicht unmittelbar schuldig. Von Jahr zu Jahr erhöhte er seinen Anteil an den Betriebskosten und zahlte:

1924	Ein Sechstel der ungedeckten Betriebskosten
1925	10 000 Mark und ein Drittel des Fehlbetrages
1926/27	15 000 Mark
1928	20 000 Mark.

Er machte jedoch stets geltend, daß die Stadt Leipzig nicht allein die Kosten für eine Einrichtung tragen könne, die dem gesamten Reiche zugute kam, weil weder der Staat Sachsen noch die Reichsregierung zu ausreichenden Zahlungen zu bewegen waren. Die Übernahme größerer Beträge durch kommunale und staatliche Instanzen seit 1924 leitete die dritte Phase in der Geschichte der Bücherei ein. Die private Wohltätigkeit gab noch die äußere Form, bot aber selbst keine Grundlage mehr für die Existenz der DZB, die in zunehmender Weise auf öffentliche Hilfe angewiesen war.

Der Haushaltvoranschlag der Leiterin wurde regelmäßig um ein Drittel bis zwei Fünftel gekürzt. 1925 belief sich der Haushalt auf 50 000 Mark, zu dem der „Verein zur Förderung der DZB“ nur 1000 Mark (2%) an Spenden und Beiträgen zuschießen konnte. Seine Beitragsleistungen erhöhten sich wie folgt:

1925	1000 Mark
1927	4945 Mark
1928	5225 Mark
1929	6695 Mark.

Zu den Mitgliedern des Vereins gehörten auch einige Räte der 2000 Stadt- und Landgemeinden (1930), in denen blinde Leser wohnten. Die Stadt Berlin zahlte seit 1924 regelmäßig 100 Mark und war nicht zu bewegen, ihren Beitrag zu erhöhen. Jedes Jahr wurden Tausende von Werbeschreiben an Kommunen und Einzelpersönlichkeiten verschickt, in denen um Spenden gebeten wurde. Diese erhöhten sich dann auch

unter dem Einfluß der relativen Stabilisierung des Kapitalsmus, so daß der DZB 1930 aus Beiträgen, Spenden, eigenen Einnahmen aus Werkstatt, Verkäufen der Druckerei und Druckaufträgen 23 820 Mark zuflossen, die fast 30% der Gesamteinnahmen (80 000 Mark) betrugen. Der Mitarbeiterstab der DZB stieg ebenfalls an, im Jubiläumsjahr 1934 wurden 22 Mitarbeiter beschäftigt.
Die organisierten Leipziger Blinden setzten sich sehr für die Bücherei ein, blinde Kommunisten wie Fritz Völker, Max Görner und Max Schöffler unterrichteten die Abgeordneten der KPD eingehend über die Lage und die Probleme der DZB, worauf die Genossen Lieberasch und Ellrodt im Stadtparlament und im Sächsischen Landtag entsprechende Anträge einbrachten. Bis 1933 wurden sie die entschiedensten Befürworter hoher Unterstützungsgelder. Arbeiterkorrespondenten mischten sich unter die Besucher der DZB und schrieben in der „Sächsischen Arbeiterzeitung“, daß sie zwar keinen Leninband in den Regalen gefunden hätten, aber das wäre nur eine Frage der Zeit. Nicht warten dürfte man jedoch mit der Unterstützung dieser humanistischen Einrichtung, an deren mangelhafter technischer Ausstattung die kapitalistische Verachtung für die Blinden sichtbar sei. Sachsen und das Reich unterstützten dann seit 1925 die Bücherei, nachdem sich Frau Lomnitz zur Zusammenarbeit mit den anderen Büchereien verpflichtet hatte. Sie übernahm auch einen Druckauftrag der „Leipziger Blindenarbeitsgemeinschaft“, die als kommunistische Gruppe in Opposition zur bürgerlichen Wohlfahrtspolitik des Vorstandes des Reichsdeutschen Blindenverbandes und der weiteren Einrichtungen des Blindenwesens stand. Die DZB druckte 1925 „Das freie Wort“, dessen Manuskripte Max Schöffler, Johannes Hausdorf, Dr. Rudolf Kraemer und Max Görner schrieben, während der blinde Industriearbeiter Völker unter seinen Arbeitskollegen sammelte, deren Solidarität dazu beitrug, die Druckkosten zu sichern. Nach der fünften Nummer gaben Frau Lomnitz und der Vereinsvorstand den Auftrag zurück, weil die auf Wohltätigkeit aufgebaute bürgerliche Institution keine Zeitschrift fördern konnte, die die Wohltätigkeit bekämpfte und die Staatshilfe forderte. Durch den Punktdruck der kommunistischen Zeitschrift hatten sich auch die Spannungen zwischen DZB und RBV zeitweilig bis zur Feindschaft verschärft. Max Schöffler richtete an Frau

Messetreiben auf dem Markt in Leipzig um 1925

Lomnitz im Namen der Arbeitsgemeinschaft die Aufforderung, dafür einzutreten, Blinde mit beschließender Stimme in den Vereinsvorstand aufzunehmen sowie Bücher fortschrittlicher Autoren übertragen zu lassen, nach denen unter den Blinden große Nachfrage bestand. Beide Anträge wurden abgelehnt. Doch wenige Jahre später, 1930, mußte der fortschrittliche Blinde Johannes Hausdorf, der Vorsitzende des Landesblindenverbandes Sachsen, auf Verlangen der sächsischen Regierung in den Vereinsvorstand aufgenommen werden. Die Regierung hatte die Zahlung weiterer Gelder an die DZB und ihren Verein von der Mitarbeit Hausdorfs im Vorstand abhängig gemacht. Dieser setzte dann gegen den Widerspruch der bürgerlichen Mitglieder die Aufnahme progressiver Autoren in den Bestand durch.

Der Katalog der DZB von 1929 wies 104 Drucktitel auf, von denen die neueren fast sämtlich in Kurzschrift vorlagen. Nur 50 der Titel – Werke

der Klassiker und bürgerliche Realisten, Sprachlehrkurse, Lehrbücher für Massage und Klavierstimmen, Operntexte und Schauspiele — waren noch verkaufbar, die übrigen waren als Vorkriegs- und Kriegsliteratur überholt. Der Katalog der Druckwerke zeigte Züge der Stagnation, weil wegen des Durchschnittspreises von 3 Mark pro Band die deutsche Blindenschaft nicht als Käufer auftreten konnte. 1928 war die ökonomische Lage des deutschen Blindenwesens immer noch verzweifelt; 25 000 der 37 000 deutschen Blinden bezogen ein Einkommen, das durchschnittlich 400 Mark im Jahre nicht überstieg. Um dennoch ihre Leser mit aktueller Zeitschriftenliteratur zu versorgen, stellte die DZB „Leserunden“ zusammen, zu denen 1930 bereits 600 Teilnehmer gehörten, die sich alle Blindenzeitschriften kostenlos ausliehen.
Die DZB wurde 1925 als „reichswichtig“ anerkannt. Obwohl ihre ökonomischen Sorgen fortbestanden, konnten sie die Realisierung zahlreicher Pläne nicht hemmen. 1924 wurde eine mechanische Werkstatt dem Betrieb angegliedert, wobei sich Tony Mahler, Frau Lomnitz' Nichte und Stellvertreterin, als ein ideenreicher und handwerklich geschickter Neuerer auf dem Gebiete der Blindenhilfsmittel erwies. Bis 1933 erwarb sie 20 Patente für verschiedenste Hilfsmittel, die dann in der betriebseigenen Werkstatt hergestellt wurden. 1930 wurden 26 Lehrmittel, Blindenhilfsmittel und Arbeitsgeräte angefertigt oder für den Blindengebrauch hergerichtet, darunter befanden sich:

Hilfsmittel zum Studium der Mathematik für Blinde, kompletter Kasten, D.R.P.	80,00 RM
Rechenkasten für Blinde, D.R.P.	60,00 RM
Winkelmesser mit beweglichem Schenkel, D.R.G.M.	2,50 RM
Schreibtafel für Kurrentschrift für Blinde, D.R.P.	6,00 RM
Kompaß für Blinde	4,00 RM
Mikrometer, einfacher, für Blinde	10,00 RM
Mikrometer, Präzisions-Instrument	36,00 RM
Blindenschrift-Maschine „Minerva“ Modell II, Größe 28 × 12 × 5 cm, Gewicht 1,625 kg, D.R.P., Schreibfläche 25 cm breit mit 39 Formen in einer Zeile, mit Rücklauf, einschließlich Koffer	45,00 RM

DEUTSCHES REICH

AUSGEGEBEN AM
2. DEZEMBER 1931

REICHSPATENTAMT

PATENTSCHRIFT

№ 539645

KLASSE 15g GRUPPE 19

15g² M 138. 30

Tag der Bekanntmachung über die Erteilung des Patents: 19. November 1931

Marie Antonie Mahler in Leipzig

Schreibmaschine für Blinde

Patentiert im Deutschen Reiche vom 11. Juni 1930 ab

Die bisherigen Schreibmaschinen für Blinde litten an dem Übelstand, daß sie zu groß und zu schwer waren. Dieser Übelstand ist um so unangenehmer, als der Blinde viel mehr als der Sehende darauf angewiesen ist, möglichst seine Schreibmaschine mit sich zu führen. Die Größe und Schwere der bisherigen Schreibmaschinen für Blinde war dadurch bedingt, daß die Papierführung zuviel Platz in der Höhe wegnahm.

Bei der im folgenden beschriebenen Schreibmaschine für Blinde, bei welcher eine Papierrolle seitlich in eine mit der durch den Tastenanschlag fortgeschalteten Zahnstange verbundene, mit einem Schlitz versehene Hülse eingeführt und der Papierbogen zwischen einer unteren festen und einer oberen anhebbaren Führungswalze weitergeleitet wird, ist eine besonders niedrige Bauart dadurch möglich geworden, daß erfindungsgemäß die obere Führungswalze an der Einführungsseite der Papierrolle in einem nach oben offenen Ausschnitt eines Stirnlagers gelagert ist und nach Wegschwenken einer Feder durch den auf der entgegengesetzten Seite ständig wirkenden Druck einer Feder selbsttätig angehoben wird, so daß der Bogenanfang beim seitlichen Einführen der Papierrolle vollkommen gerade zugleich zwischen die Führungswalzen gelangt. Weiter setzt sich nach der Erfindung das als Lager für die obere Walze dienende Stirnlager nach unten zu einer eine Öffnung für die Papierrolle bildenden Mulde fort, an welcher die schwenkbare Feder befestigt ist, welche nach Einführung einer Papierrolle die Muldenöffnung versperrt.

Durch die Neuerung ist der Blinde in der Lage, den Papiervorrat mit einem Griff in die Schreibmaschine einzuführen. Dabei benötigt die Papierführung in der Höhe nur etwa 1,5 cm Raum, während eine Papierbogenlänge von etwa 1 m untergebracht werden kann.

Ein Ausführungsbeispiel der Neuerung ist in der Abbildung dargestellt. Abb. 1 zeigt eine Draufsicht auf die Schreibmaschine. Abb. 2 ist eine Draufsicht auf den linken Teil der Maschine beim Einführen einer neuen Papierrolle. Abb. 3 ist eine Seitenansicht des Stirnlagers, durch welches die Papierrolle eingeführt wird, im schreibfertigen Zustande. Abb. 4 zeigt dieselbe Ansicht, jedoch beim Einführen einer neuen Papierrolle. Abb. 5 zeigt eine Seitenansicht des anderen Stirnlagers.

Es ist eine zylindrische Hülse 1 vorgesehen, in welcher ein aufgerollter Papierbogen 2 untergebracht wird. 3 sind die Tasten, 4 ist die Zwischenraumtaste. Die Hülse 1 ist mit einer Zahnstange 5 verbunden, die in üblicher Weise durch den Tastenanschlag weitergeschaltet wird. Der von der Papierrolle 2 abgewickelte Papierbogen wird durch eine Walze 6 an eine unter ihr angeordnete, nicht dargestellte, bekannte Führungswalze gedrückt. Die Walze 6 ist in Ausschnitten 7 und 8 von Stirnlagern 9 und

Titelseite eines an Tony Mahler erteilten Patentes

Drilling-Maschine für Blindenschrift (3 gekoppelte Pichtmaschinen zur Herstellung von 3 Originalexemplaren mittels eines Arbeitsganges), D.R.G.M. 425,00 RM

Insgesamt wurden 44 Artikel angeboten, die fast alle auf Tony Mahlers Initiative zurückgingen. Ein von ihr entwickeltes Notenschriftsystem konnte sich nicht durchsetzen. Das Vorhaben, den „Kleinen Brockhaus“ in Form einer Stichwortkartei in monatlichen Lieferungen an Abonnenten auszuliefern, wurde nicht beendet. Dieses Unternehmen überstieg damals die Kraft der DZB. Die Weltwirtschaftskrise lähmte erneut die Möglichkeiten der DZB, wenngleich für das Jahr 1930 noch ein einigermaßen günstiger Abschluß gefunden werden konnte. Selbst die Stadt mußte ihre Leistungen um 7000 Mark kürzen, Entlassungen im Betrieb waren die Folge. 1932 mußte der gesamte Betrieb stillgelegt werden, und alle Mitarbeiter erhielten Arbeitslosenunterstützung. Gegen Rückzahlung des Fahrgeldes kamen sie mehrere Monate lang täglich in die Bücherei, um die Ausleihe aufrecht zu erhalten.
Der aufkommende Faschismus kündigte sich bereits 1931 in einer Veränderung des Bestandes an, 1932 erschien in Leipzig die erste deutsche faschistische Zeitschrift in Punktdruck. Obwohl die Nachfrage nach solcher Literatur unter den deutschen Blinden sehr gering war, wie 1935 in der „Blindenwelt“ offen beklagt wurde, hoffte der Vereinsvorstand, mit dieser Literatur einen Vorsprung vor den anderen Büchereien zu gewinnen, der sich auch ökonomisch auszahlen würde. Nach der Machtübernahme mußten alle den Faschisten unerwünschten Autoren ausgesondert und vernichtet werden, Heinrich Heine und Thomas Mann wurden wie Mendelssohn den deutschen Blinden nicht mehr zugänglich. Der Gesamtkatalog der DZB von 1942 wies unter seinen 3400 wissenschaftlichen und belletristischen Titeln über 500 Machwerke faschistischer und militaristischer Autoren auf, die die Gleichschaltung und Unterordnung der Bücherei unter die faschistische Herrschaft belegen. Trotz dieser Bereitschaft war die Zusammenarbeit mit den Spitzen der faschistischen Behörden im Rahmen des Vereines zeitweilig sehr schlecht, weil diese eine prinzipielle Feindschaft gegen die Blinden zum Ausdruck brachten.

Im Herrschaftssystem des Faschismus hatte das Blindenwesen keinen Platz; denn die blinden Menschen waren weder als abgehärtete Soldaten noch als vielseitige Arbeiter und kinderreiche Mütter für das „Dritte Reich“ brauchbar. Darum wurde das Blindenwesen prinzipiell aus dem Bereich der staatlichen Fürsorge und Betreuung herausgenommen und auf die wenig leistungsfähige private Wohltätigkeit verwiesen, was jedoch als „völkischer Fortschritt“ gegenüber dem „liberalistischen Wohlfahrtsstaat“ gepriesen wurde. Eine Hauptfinanzquelle der Bücherei wurde darum die jährliche Lotterie, die 1938 auch gemeinsam mit den Büchereien in Hamburg und Marburg ausgespielt wurde.
Wenn auch die Bücherei bis dahin schon oft durch ökonomische Krisen gegangen war, so war doch ihre Existenzberechtigung grundsätzlich noch nie bestritten worden. Das geschah aber nach 1933. Das gesellschaftliche Ansehen der Bücherei erfuhr eine Abwertung, sie blieb zwar weiterhin eine Sehenswürdigkeit für die deutschen und internationalen Fachleute des Blindenwesens, für die staatlichen Repräsentanten des faschistischen Reiches aber wurde sie eine suspekte Institution, die mit „Erbkranken“ und „Minderwertigen“ in Beziehung stand. Die Zeiten waren vorbei, in denen sich der sächsische König und der Reichspräsident Ebert die Herstellung der Blindenbücher erklären ließen. Der persönliche Einsatz ım Bereich der privaten Wohltätigkeit verlor seine Wertschätzung, der Abstieg des „bürgerlichen Mittelstandes“, der seine Vermögen in Inflation und Weltwirtschaftskrise verloren hatte, bewirkte, daß die Schar der freiwilligen Übertrager seit 1919 ständig kleiner wurde und nach 1933 keinen nennenswerten Beitrag an den Zugängen mehr leisten konnte. Die DZB mußte ihre Texte mit hauptamtlichen Kräften selbst übertragen.
1934 wurde der „Verein zur Förderung der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig e. V.“ gleichgeschaltet, soweit diese Zwangsunterordnung unter die faschistische Alleinherrschaft bei einer gemeinnützigen Körperschaft möglich war. Johannes Hausdorf war bereits 1933 ausgeschlossen und durch die Gestapo verfolgt worden. Der Vorstand der Kreishauptmannschaft Leipzig erhielt im neuen Statut als Vorsitzender diktatorische Vollmachten. Der Vereinsvorstand wurde auf 9 Mitglieder erweitert, unter denen sich mindestens 2 Blinde befinden mußten, deren

Mitspracherecht durch die Vollmachten des Vorsitzenden jedoch völlig entwertet war. Der Blindenbeirat blieb erhalten. Die Leiterin der Bücherei nahm nur noch mit beratender Stimme an den Sitzungen teil, was angesichts der Bedeutung von Frau Lomnitz als Affront betrachtet werden muß.

Tiefbesorgt schied Frau Lomnitz am 1. Januar 1937 aus ihrer Tätigkeit. Ihre letzte größere Amtshandlung war der Umzug der DZB in das Haus Täubchenweg 23, weil der Börsenverein seine Räume selbst nutzen wollte. So bezog die Bücherei gegen Jahresende 1935 die 2. Etage eines Bürohauses, deren Fläche nur unerheblich größer war, die aber helle, übersichtliche Arbeitsräume und Arbeitsplätze bot. 74 Jahre alt war die Leiterin geworden und hatte 42 im Dienste der DZB verbracht, davon 21 Jahre ehrenamtlich. Zahlreiche Ehrungen waren ihr zuteil geworden, die Bücherei wurde 1914 auf der Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik zu Leipzig mit dem Ehrenpreis der Stadt Leipzig ausgezeichnet und erhielt 1928 das Diplom für hervorragende Leistungen auf der Internationalen Presse-Ausstellung in Köln. Frau Lomnitz selbst wurde 1925 zur Ehrenbürgerin und 1928 zur Ehrensenatorin der Universität Leipzig ernannt. Tony Mahler konnte nicht ihre Nachfolgerin werden, weil sie für den Vereinsvorstand eine unerwünschte Person war, was jedoch in ihrer persönlichen Eigenart begründet lag. Die Nachfolger in der Lei-

Anzeige der DZB von 1938

Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig

Gegründet 1894 Täubchenweg 23, II - Fernsprecher 62225

Wissenschaftliche Bücherei, Volks- und Musikalien-Bücherei

Internationale Blindenleihbibliothek u. Auskunftsstelle für das gesamte Blindenbücherei- und Blindenbildungswesen

Die Bücherei hat in den letzten Monaten wiederum eine große Anzahl Werke (neueste und aktuellste Literatur verschiedener Gebiete!) eingestellt, sowie den Bestand an Musikalien erheblich vermehrt. Sie verleiht nach wie vor sämtlichen Lesestoff kostenlos an alle Blinden.
Inländische Leser haben nur das Rückporto, ausländische Leser Hin- und Rückporto zu tragen. Näheres über die Benutzung der Bücherei ist aus den Leihbestimmungen zu ersehen, die auf Anfordern gern zur Verfügung gestellt werden. Kataloge unentgeltlich.

Bücher-Ausgabe: Montag 8—20 Uhr. Dienstag bis Freitag 8—17 Uhr. Sonnabend 8—14 Uhr. (Sonn- und Feiertage geschlossen).

Lesesaal geöffnet: Tägl. während der Bücherei-Dienststunden.
Versand: täglich.

Leipziger Blindendruckerei gegr. 1895.
Leipziger Fachbuchbinderei für Blindenschriften.
Leipziger Blindenlehrmittelwerkstatt gegr. 1924.
Archiv der Blindenbibliographie, gegr. 1916.
Dauernde graphische Ausstellung.

Besichtigung: täglich — große Führungen nach vorheriger Anmeldung auch Sonntags.

Die Bücherei bleibt das ganze Jahr geöffnet.

Preisverzeichnisse der Punktdrnckwerke und der Lehr- und Hilfsmittel für Blinde werden auf Wunsch zugesandt.

tung bemühten sich, die DZB in dem Rahmen weiterzuführen, der durch Frau Lomnitz gesteckt worden war.
Marie Lomnitz-Klamroth hatte allen Grund gehabt, für ihr Lebenswerk zu fürchten. Der 2. Weltkrieg brachte die Zerstörung der Bücherei durch den Terrorangriff in der Nacht vom 3. zum 4. Dezember 1943. Von den 34 819 Gebäuden der Stadt wurden 18 650 (53,4%) beschädigt, davon 3350 (9,6%) total, 5100 (14%) schwer und 10 200 (29,2%) leicht.
Das Buchhändlerhaus brannte aus und auch das Haus Täubchenweg 23. Innerhalb weniger Stunden wurden 30 000 Bände Literatur und Musikalien, die die Arbeit von 50 Jahren darstellten, ein Raub der Flammen. Eine Bücherei mit 1500 Bänden über das Blindenwesen, eine weitere mit 2500 Bänden, die die Vorlagen der Übertragungen und Druckwerke sowie Nachschlagewerke enthielt, dazu das Archiv und die umfangreichen Kartotheken, alles ging verloren. Notdürftig suchte man den Betrieb aufrecht zu erhalten; die ausgeliehenen Bände, die sich in den Händen der Leser befunden hatten, wurden nach Döbeln umgeleitet, die in Leipzig verbliebenen Mitarbeiter fanden eine Unterkunft im Gebäude der Kreishauptmannschaft am Roßplatz, bis auch dieses im Februar 1945 durch Sprengbomben bei einem Tagesangriff zerstört wurde.
Die Bücherei der Blinden, ein Werk des Humanismus, hatte das Schicksal des faschistischen Staates geteilt. Materiell war nichts mehr zu retten, der Verlust war schmerzlich, und das Verlorene war unwiederbringlich, aber dennoch war etwas Unzerstörbares geblieben: die Menschen mit ihrem Willen zum Wiederaufbau. Die Überlebenden konnten an eine bedeutende Tradition der Blindenbücherei anknüpfen, die in Leipzig, der Stadt der Bücher, entstanden und beheimatet war. Das System der Frau Lomnitz, die Erfahrungen von 50 Jahren Herstellung von Blindenbüchern, sie waren erhalten geblieben und erneut einsetzbar zum Wohle der Blinden.

Die Liquidation fand nicht statt

Mai 1945. Das faschistische Deutschland, das 6 Jahre zuvor den größten aller Kriege vom Zaune gebrochen hatte, um die Gier der Monopole

Blick auf den zerstörten Leipziger Markt 1945

nach Profit und mehr Raum zu befriedigen, endete in einer totalen Niederlage. Der Faschismus in Deutschland war zerschlagen worden und hatte als Ergebnis des totalen Krieges furchtbares Elend in Deutschland und in ganz Europa hinterlassen. Tausende von Städten und Dörfern waren durch Bomben und Granaten völlig oder zum großen Teil zerstört. Hunger, Elend, Not und Verzweiflung waren das Ergebnis jener sechs Wahnsinnsjahre.

30 bis 40 Millionen Tote wurden von den Völkern beklagt, unter ihnen 6 Millionen Juden, die in den Vernichtungslagern dem Rassismus des Faschismus zum Opfer fielen; Deutschland selbst verlor 6 bis 7 Millionen Menschen. Die Zahl der Blinden war um 12 000 größer geworden. Angesichts dieser traurigen Tatsache fiel es schwer zu glauben, daß es wieder einmal ein blühendes, in Frieden lebendes Deutschland geben könnte.

Es fanden sich aber zahlreiche Menschen, Christen und Marxisten, die kein Opfer scheuten und darangingen, einen Anfang zu machen, um Grundsteine für eine neue Zeit zu legen. Unter den Aktivisten der ersten Stunde befanden sich auch eine Reihe blinder Menschen, die gemeinsam mit den Sehenden begannen, die notwendigen Schritte zur Erfüllung des Potsdamer Abkommens zu realisieren und auch dem Blindenwesen der damaligen Sowjetischen Besatzungszone einen neuen Inhalt zu geben.
Bereits im Jahre 1946 wurden bei der Landesregierung Sachsen und bei einigen sächsischen Kreisverwaltungen Blindenausschüsse gebildet. Das war die erste Form und zugleich der Anfang der demokratischen Mitbestimmung der Blinden in ihren eigenen Angelegenheiten. In der Folgezeit entstanden auch in den übrigen vier Ländern der Sowjetischen Besatzungszone Landes- und Kreisblindenausschüsse, denen erfahrene blinde Antifaschisten und Demokraten angehörten. Das Prinzip dieser Ausschüsse bestand darin, alle Blindenfragen im engen Zusammenwirken mit den staatlichen Organen, den gesellschaftlichen Organisationen und den Einrichtungen der sowjetischen Besatzungsorgane zu lösen. Es muß hervorgehoben werden, daß erstmalig in der Geschichte des deutschen Blindenwesens nicht mehr die Ursache der Blindheit, sondern ganz einfach die Tatsache, daß ein Bürger blind ist, als Grundlage für die Betreuung angesehen wurde. Dementsprechend traten als Verhandlungspartner der staatlichen Organe nicht mehr wie vordem die Direktoren der Blindenanstalten und karitativen Wohlfahrtsorganisationen auf, sondern nur noch die Blinden selbst. Der Aufbau eines einheitlichen Systems der Sozialversicherung und eines demokratischen Sozialwesens bot die materielle Voraussetzung zur Überwindung traditioneller Gegensätze zwischen Kriegs- und Zivilblinden. Mit der neuen deutschen Sozialversicherung, gebildet auf Grund des Befehls Nr. 28 der Sowjetischen Militär-Administration Deutschlands (SMAD) vom 28. Januar 1947, wurde eine alte Forderung der Arbeiterklasse erfüllt und die Vielzahl der Krankenkassen aufgehoben. Gleichzeitig wurde mit der Einführung der Verordnung über die Sozialversicherung vom 1. Februar 1947 ein jahrzehntelanges Begehren der Blinden nach einem Blindenpflegegeld Wirklichkeit. Auch die Berufsausbildung der Blinden wurde auf Grund

der veränderten sozial-ökonomischen Bedingungen neu gestaltet. Dabei und bei der Beschaffung von Arbeitsplätzen für Blinde wurden die Verwaltungen in hervorragender Weise durch die Blindenausschüsse unterstützt.
Der kulturelle Neuaufbau erfolgte ebenfalls unter schwierigsten Bedingungen. Durch zahlreiche Luftangriffe war Leipzig schwer zerstört, und auch die Einrichtung und die Bestände der Deutschen Zentralbücherei für Blinde waren nicht verschont geblieben. Von 30 000 Bänden Blindenschriftliteratur war nur ein Bruchteil erhalten geblieben, und selbst davon mußte ein Teil noch ausgesondert werden, weil es sich um faschistische Literatur handelte. Alle Menschen standen damals vor neuen Problemen und neuen Aufgaben, so auch die Mitarbeiter der DZB.
Schon wenige Wochen nach der Befreiung vom Faschismus fanden sich in der Wohnung der Kollegin Hertha Fröhlich die Mitarbeiter der Einrichtung zusammen, um zu beraten, was getan werden könnte, die DZB den Blinden zu erhalten. Unter ihnen befanden sich die Kolleginnen Walburga Brassert, Gertrud Dilling, Charlotte Fischer, Hertha Fröhlich, Annemarie Hoff, Anna Schaar, Ilse Wiener und Charlotte Zinck sowie der Kollege Kurt Hildebrandt. Wie notwendig diese Beratung war, wird deutlich, wenn wir das Verhalten des Vorstandes des „Vereins zur Förderung der Deutschen Zentralbücherei für Blinde“ betrachten, der 1945 den Beschluß gefaßt hatte, die Einrichtung zu liquidieren und die Restbestände an Literatur zu makulieren. Das rief begreiflicherweise sowohl unter den Blinden als auch unter den Mitarbeitern helle Empörung hervor. Dem Blindenausschuß der Stadt Leipzig gelang es, die Ausführung des Beschlusses, der den bürgerlichen Wohlfahrtsstandpunkt dieses Vereins zum Ausdruck brachte, zusammen mit dem Rat der Stadt Leipzig zu verhindern.
Zunächst war jedoch nichts vorhanden als der Wille zum Aufbau, und die Mitarbeiter standen vor der Notwendigkeit, Schreibmaschinen und Papier aus den Trümmern der ehemaligen Kreishauptmannschaft zu bergen. Wie stark das Interesse der Blinden an ihrer DZB war, zeigte sich auch darin, daß es zahlreiche Blinde gab, die aus ihrem Privatbesitz Maschinen und Papier zur Verfügung stellten, um die Arbeitsaufnahme zu erleichtern.

Mit viel Optimismus und ohne jegliche Vergütung gingen die Kolleginnen und Kollegen an die Arbeit. Zunächst mußten die Bestände gesichtet und die faschistische Literatur ausgesondert werden, dann wurde es notwendig, die Werke, die noch teilweise vorhanden waren, durch Nachschreiben einzelner Bände wieder zu vervollständigen. Die Wohnungen der einzelnen wurden auch ihre Arbeitsstätten, denn erst zu Beginn des Jahres 1946 gelang es der Initiative Max Schöfflers, eine bescheidene Unterkunft für die Bücherei in der Weißenfelser Straße zu finden. Hier erfolgte dann auch unter der provisorischen Leitung des Genossen Schöffler im April 1946 die Wiedereröffnung der DZB. Unterstützt von der SMAD und der SMAS war es das Bemühen des neuen Leiters, den Blinden eine fortschrittliche Bücherei zu schaffen, deren Bestände frei waren von faschistischem und militaristischem Gedankengut. Spricht man heute mit Kolleginnen, die damals dabei waren, dann erzählen sie mit Stolz und Freude, aber auch mit einem Schmunzeln, von jenen schweren Tagen. Nachdem beispielsweise Charlotte Zinck zwischen der Vernichtung ihrer letzten Arbeitsstätte durch Luftangriffe im Februar 1945 bis zum Einzug in die neue Wirkungsstätte in der Weißenfelser Straße 1946 zu Hause gearbeitet hatte, war es ihr gar nicht lieb, sich den neuen Bedingungen zu fügen, denn hier spielte sich das Leben in drei kleinen Zimmern ab, und immerhin gab es damals schon wieder mehr als 10 Beschäftigte. Ein Jahr später, 1947, wurde es besser. Die Einrichtung zog um in die Baumgarten-Crusius-Straße, denn dort bestanden günstigere Arbeitsbedingungen.
Nachdem Paul Georgi einen Drucktiegel buchstäblich aus Einzelteilen zusammengebastelt hatte, wurde dieser in einer Küche aufgestellt.
Hier nahm Kollege Reinhard Kinscher, der heute stellvertretender Direktor unseres Institutes ist, seine Arbeit als Drucker auf. Es hört sich humorvoll an, wenn er davon erzählt, daß er ab und zu den stehengebliebenen Tiegel mit einer Brechstange wieder in Gang bringen mußte und von der Wucht des Schwungrades zu Boden geschleudert wurde, wenn er nicht aufpaßte. Was oben von der Kollegin Zinck gesagt worden ist, galt erst recht für Annemarie Hoff, die von Februar 1945 bis zum Einzug in die Baumgarten-Crusius-Straße zu Hause arbeitete. Obwohl sie doch ein sehr geselliger Mensch ist — wir haben noch heute

sehr viel Spaß mit dieser Kollegin, die 1967 ihr 30jähriges Betriebsjubiläum feierte –, behagte ihr dieser Umzug gar nicht. „Aber man gewöhnt sich ja an alles", meinte sie, „zumal ich dort auch die angenehme Aufgabe übertragen bekam, neben dem Schreiben gelegentlich unter nicht allzu leichten Umständen ‚organisiertes Pferdefleisch' zu kochen." Nun ja, das sind Erinnerungen an jene Tage – keine Kartoffeln, wenig Brot, kaum Gemüse, Fleisch als Luxus, keine Kohlen – Erinnerungen, über die wir heute lächeln, die aber damals bitterer Ernst waren und uns allen schwere Sorgen bereitet haben.
Wie schon erwähnt, wurde im April 1946 unter der Leitung von Max Schöffler die Deutsche Zentralbücherei für Blinde wieder eröffnet, nachdem es dem Blindenausschuß der Stadt Leipzig gelungen war, den Beschluß des Vereins zur Förderung der Deutschen Zentralbücherei vom August 1945, das Instiut zu liquidieren, zu vereiteln. Mit dem 7. November 1946 wurde die Einrichtung eine „Anstalt des öffentlichen Rechts".
Die Landesregierung Sachsen berief einen Verwaltungsrat und den Vorstand der Deutschen Zentralbücherei für Blinde. Vorsitzender des Verwaltungsrates wurde Oberregierungsrat Johannes Hausdorf, Dresden, und Vorsitzender des Vorstandes Max Schöffler, Leipzig. In einer feierlichen Sitzung dieser beiden Gremien wurde das Statut am 30. November 1947 durch einen Vertreter der Landesregierung Sachsen übergeben, das die Unterschriften der verdienten Antifaschistin Elsa Fenske und von Prof. Dr. Simon trug. Hierin wurden folgende Aufgaben für die Einrichtung festgelegt:

1. Drucklegung und Übertragung sowie Ankauf von Schriften unterhaltenden, belehrenden und wissenschaftlichen Inhalts und von Schulbüchern in (Blinden-)Punktschrift;
2. Ausleihung ihrer Bücher an Blinde;
3. Drucklegung und Übertragung sowie Ankauf von Noten in (Blinden-) Punktschrift;
4. Ausleihung der Noten an Blinde;
5. Herausgabe einer Zeitschrift für Blinde;
6. Durchführung und Förderung von Maßnahmen zur Hebung der Blindenbildung.

Wiederaufnahme der Produktion 1945

Weiter wurden durch dieses Dokument der Status des Institutes, seine Rechtsvertretung, seine Vermögensverhältnisse und die Verwaltungsform geregelt.
Mit dem Beschluß der Landesregierung Sachsen wurde zum erstenmal in der Geschichte des deutschen Blindenwesens dokumentiert, daß die Beschaffung von Literatur für Blinde keine Angelegenheit privater Wohlfahrtsvereine mehr war, sondern unmittelbar im Interesse des Staates lag.
Die erforderlichen Mittel für den Auf- und Ausbau und den Unterhalt des Betriebes wurden von den 5 Landesregierungen der Sowjetischen Besatzungszone, dem Magistrat von Berlin, vom Bundesvorstand des FDGB und von der Volkssolidarität zur Verfügung gestellt. So ermöglichten staatliche Organe und gesellschaftliche Organisationen der Bücherei ein gesichertes und rasches Wachstum, die nun durch die Herausgabe demokratischer und humanistischer Literatur zu einem wesentlichen Faktor bei der Überwindung der faschistischen Ideologie im Bereich des Blindenwesens wurde. Durch den Druck neuer Schulbücher, die ebenfalls frei waren von faschistischer Ideologie, förderte die DZB im beachtlichen Maße die demokratische Schulreform und die Qualifizierung vieler Blinder.
Ein Blick in die Berichte jener Jahre zeigte, mit wieviel Energie und Aufbauwillen die Belegschaft an die Arbeit ging. Knapp 2000 Bände hatten die Vernichtung überdauert, und bereits am 30. April 1947 verfügte die DZB schon wieder über 8000 Bände. Besondere Schwierigkeiten bereitete die Beschaffung geeigneter Räumlichkeiten. Die Räume in der Weißenfelser Straße, in denen die Neueröffnung erfolgte, waren sehr eng und klein. Ein Ausweg mußte gefunden werden, denn es war unmöglich, einen Drucktiegel aufzustellen, der aber eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Druck von Blindenschrift ist.

Das Louis-Braille-Haus

Die vielseitigen Bemühungen führten am 1. Juli 1947 zum Erfolg. Der Rat der Stadt Leipzig wies dem Institut ein großes Villengebäude in der

Baumgarten-Crusius-Straße zu. Die Renovierung, die erforderliche Inventarisierung, der Umzug und die Neueinrichtung vollzogen sich in der kurzen Zeit vom 1. Juli bis 10. August 1947. Hierbei mußten hohe Anforderungen an alle Mitarbeiter gestellt werden. Am 11. September erfolgte die offizielle Einweihung dieses Hauses. Es war ein Ereignis für die gesamte Sowjetische Besatzungszone, an welchem Vertreter der Landesregierungen, der Stadt Leipzig, der Blindenanstalten und der allgemeinen Büchereien, der Parteien, der Volkssolidarität, des FDGB und der Landesblindenausschüsse teilnahmen. Der Vorstand des Institutes hatte beschlossen, dieses Haus mit dem Namen des Mannes zu belegen, der die Blindenschrift schuf und damit zum Begründer des modernen Blindenbildungswesens für die ganze Welt wurde: Louis Braille. Damit wurde zum ersten Male in Deutschland die ehrende Verpflichtung erfüllt, diesem blinden Meister ein sichtbares und lebendiges Denkmal zu setzen.
Das Tempo, in dem sich die DZB in der Folgezeit entwickelte, ist wohl einmalig für eine Blindenbücherei, die neu organisiert und aufgebaut werden mußte. Die Bibliothek verfügte am 31. März 1949 bereits über 11 214 und am 31. Dezember 1950 über 14 042 Bände. Die Zahl der handschriftlich übertragenen und gedruckten Seiten betrug im Jahre 1947 insgesamt 418 875, im Jahre 1950 insgesamt einschließlich Zeitschriften 1 292 604 Seiten. Mit der Aufhebung der Landesregierungen und der Bildung der 15 Bezirke im Jahre 1952 wurde der Verwaltungsrat, der der Landesregierung Sachsen unterstand, aufgelöst und die DZB dem Ministerium für Volksbildung unterstellt, das nunmehr auch für den gesamten Etat des Institutes aufkam.

„Die Gegenwart“ – eine antifaschistisch-demokratische Zeitschrift für Blinde

Ab Januar 1947 erschien die Zeitschrift „Die Gegenwart“ in Normal- und in Blindenschrift, die sich das Ziel gesetzt hatte, die Fragen des Blindenwesens im fortschrittlichen Sinne zu behandeln.
Im Geleitwort der ersten Nummer schrieb Max Schöffler:

„Es ist wieder eine Plattform geschaffen worden, von der aus wir mit sicherer Hand und mit klarem Wort Einfluß nehmen können auf die Geschichte des Blindenwesens in Deutschland. Dies gilt, im Hinblick auf die politischen Bedingungen der Gegenwart, besonders für die sowjetische Besatzungszone. Wir möchten aber wünschen, daß die Ausstrahlungen unserer Tätigkeit sich auch in den übrigen Besatzungszonen bemerkbar machen.
Mit der Herausgabe der ersten Zeitschrift für Blinde ‚Die Gegenwart' können wir einen bedeutsamen Schritt in dieser Richtung tun. Sie soll eine Klammer bilden um die blinden Männer und Frauen in Deutschland, insbesondere in unserer Zone. Sie trägt den Namen ‚Die Gegenwart'. Dies geschah aus der Erwägung heraus, daß die Gegenwart so von ganz neuen Problemen und Aufgaben erfüllt ist, daß die Zeitschrift für Blinde vornehmlich die Aufgabe hat, unsere Schicksalsgenossen an diese Frage ständig heranzuführen und sich mit den Gegenwartsfragen auseinanderzusetzen. Hierbei müssen wir uns freimachen von der Enge des Vereinslebens. Die Blindenbewegung in all ihren Verzweigungen ist aus den altgewohnten Bahnen herausgerissen und muß von Grund auf neu gestaltet und entwickelt werden.
In dieser neuen Zeitschrift wollen wir Anregungen und Richtlinien geben, wir wollen die politisch und sachlich befähigten Blinden auf ein gemeinsames Ziel ausrichten und sie zu einheitlichem Handeln anregen. Darüber hinaus sollen diese Blätter ein Forum bilden, vor welchem die Blinden ihre Fragen aufwerfen und diskutieren können. Weil wir noch keine Organisation in der sowjetischen Zone haben können, deshalb wird diese Zeitschrift in ihrer Bedeutung für die Blinden noch besonders gesteigert."
Die Herausgabe einer Zeitschrift für die blinden Bürger war inzwischen zu einer gesellschaftlichen Notwendigkeit geworden, weil die blinden Menschen und die Blindenausschüsse mit der demokratischen Neugestaltung des Blindenwesens vertraut gemacht werden mußten. Gleichzeitig sollte sie Wegweiser und Organisator des neuen Blindenwesens in Deutschland sein und mithelfen, bei der Bewältigung der faschistischen Vergangenheit unseres Volkes den geistigen Klärungsprozeß zu führen. „Die Blindenwelt", Organ des Deutschen Blindenverbandes e. V., schrieb

dagegen in ihrer ersten Nummer im Jahre 1950, daß sie sich das Ziel gesetzt habe, ein „Kampfblatt“ für die Rechte und die Belange der Blinden in der Bundesrepublik zu sein. Das zeigt uns nicht nur, welch gegensätzliche Aufgaben sich diese beiden Blindenzeitschriften stellen mußten, sondern auch, daß mit der spalterischen Gründung der Bundesrepublik Deutschland eine tragische Entwicklung fortgeführt wurde, die die Blinden zwang, wie in der Vergangenheit gegen den bürgerlichen Staat um ihre Lebensrechte zu kämpfen, während im Gegensatz dazu die Blinden in der DDR begannen, ihre Probleme gemeinsam mit dem Staatsapparat und den gesellschaftlichen Organisationen zu lösen. In einem Staat, in dem die Arbeiterklasse mit ihren Bundesgenossen die Macht ausübte, konnte es gar nicht anders sein. Der Blinde war hier gleichberechtigtes Mitglied der Gesellschaft geworden. Ihrer Aufgabe wurde die „Gegenwart“ bis zum Jahre 1952 gerecht, dann zeigten sich Züge, durch die sie in Widerspruch zur gesellschaftlichen Entwicklung geriet.

Es gab in der Folgezeit ideologische Auseinandersetzungen, die schließlich zu einem Wechsel in der Redaktion und in der Leitung der Deutschen Zentralbücherei für Blinde führten.

Diese Auseinandersetzungen waren nicht zufällig, sondern hatten ihre Ursache in der fehlerhaften Haltung eines Teiles der Blindenausschüsse, vor allem aber des Arbeitsausschusses für Blindenfragen, dem der Redakteur der Zeitschrift und Direktor der DZB, Max Schöffler, angehörte. Der Arbeitsausschuß und einige Bezirks- und Kreis-Blinden-Ausschüsse verkannten die Rolle des sozialistischen Staates und ihre eigenen Aufgaben, nämlich beratende Organe des Ministeriums für Arbeits- und Gesundheitswesen, des Ministeriums für Arbeit und der Sozialämter zu sein und betrieben eine isolierte Behandlung der Blindenfragen. Sie beachteten die politische und ökonomische Entwicklung in der DDR nicht genügend und waren der Auffassung, die Praktiken der früheren Blindenvereine fortsetzen zu müssen, die auf einer Kampfstellung zur bürgerlichen Gesellschaft beruhen. Es war vor allem Max Schöffler, der nach dem ersten Weltkrieg im deutschen Blindenwesen eine progressive Rolle gespielt hatte, der nun besonders negativ in Erscheinung trat. Er schätzte die ökonomischen Möglichkeiten der DDR des Jahres 1953

falsch ein, negierte die sozialistische Entwicklung und setzte sich so, wie der gesamte Arbeitsausschuß, in Widerspruch zu den staatlichen Organen. Damit aber nicht genug. Er trat als Vormund der Jugend auf, geriet in Widerspruch zu zahlreichen fortschrittlichen Funktionären und nutzte vor allem „Die Gegenwart“ zur Verbreitung seiner subjektivistischen und zum Teil politisch falschen Auffassungen. Er scheute sich nicht vor persönlichen Beleidigungen und Diskriminierungen. Durch seine Eigenwilligkeit und Kritikempfindlichkeit verlor er den Kontakt zu seinen Lesern und Autoren sowie zu den Mitarbeitern in der DZB.
Leider hatten es der Arbeitsausschuß und das Kollektiv der DZB nicht vermocht, Max Schöffler zu einer kollektiven Arbeit und zu einer den gesellschaftlichen Erfordernissen angepaßten Denk- und Handlungsweise zu erziehen, so daß am Ende auf einen intellektuell begabten Funktionär verzichtet werden mußte, der in der Zeit des Faschismus wegen seiner antifaschistischen Haltung Repressalien ausgesetzt war. So ergab sich die Notwendigkeit, ihn zum 1. Januar 1954 aus seiner Funktion als Redakteur und im Dezember 1954 als Direktor der DZB abzuberufen.
Mit dem 1. Januar 1955 wurde zum neuen Direktor der DZB Herbert Jakob berufen, dem ab 1. März 1955 auch die Redaktion der Zeitschriften übertragen wurde. Nach Gründung des ADBV im Mai 1957 wurde die „Gegenwart“ als Organ des Allgemeinen Deutschen Blinden-Verbandes übernommen und die Redaktion mit Hans-Ludwig Oelkers, dem Redakteur des Allgemeinen Deutschen Blinden-Verbandes, besetzt.

Zum erstenmal ein eigenes Haus

War schon die Entwicklung der DZB während der Zeit der antifaschistisch-demokratischen Ordnung sehr beachtlich, denn sie vollzog sich unter großen Schwierigkeiten (Mangel an Material und Maschinen), so konnte nach Gründung der DDR systematischer gearbeitet werden. Der Bestandsaufbau wurde entsprechend den Richtlinien für das Bibliothekswesen vorgenommen und neue Zeitschriften, die sich differenziert an die Leser wandten, wurden ins Leben gerufen. Die Verlagsbestände wurden kontinuierlich erweitert. Eine Beschwernis trat jedoch bald auf,

die alle Blindenbüchereien ständig begleitet: Die Räumlichkeiten reichten nicht mehr aus, um den ständig steigenden Forderungen gerecht zu werden.
Registrieren wir jedoch zunächst noch einmal das Bild, das die Bücherei 1953 der Öffentlichkeit bot.
Im „Sächsischen Tageblatt“ vom 31. 1. 1953 können wir unter der Überschrift „Wo dreimal in der Woche das Postauto hält“ u. a. lesen:
„Dreimal in der Woche fährt das Postauto am Gebäude der Zentralbücherei für Blinde im Leipziger Westen vor, um Büchersendungen zu bringen und abzuholen. Aus allen Teilen unserer Republik, dem Westen unserer Heimat und aus zahlreichen europäischen und überseeischen Ländern äußern Blinde ihre Bücherwünsche, die das zentrale Institut gern und umsichtig erfüllt. Hier in dem Gebäude, das für die verzweigten Aufgaben schon nicht mehr ausreicht, werden die Bücher in die sogenannte Punktschrift übertragen und dann der Bibliothek im Erdgeschoß eingereiht ... Die 1894 gegründete Bücherei, die am Täubchenweg während des Krieges ausgebombt worden war und dabei fast den gesamten Bücherbestand verloren hatte, besitzt jetzt wieder 14 000 Bände. Der Ausleihverkehr ist außerordentlich rege. 1952 wurden 32 500 Bände ausgeliehen. Bücher erhielten auf diesem Wege, neben den Interessenten in Deutschland, deutschsprachige Blinde u.a. in Polen, Ungarn, der CSR, Rumänien, Frankreich, Österreich, Schweden, der Schweiz, in Argentinien und Ägypten. Mit 5000 Werken ist die Musikalienabteilung der Bücherei sehr umfangreich. Sie erfreut sich großer Beliebtheit. Die Bücherei besitzt Werke aus Politik, Wissenschaft und Unterhaltung. Bände von Schiller und Goethe sind ebenso vorhanden, wie z.B. Werke von Marx, Engels und Lenin. Aber auch Thomas Manns ‚Lotte in Weimar‘ kann man ausleihen.
So ist die Bücherei eine hervorragende Quelle der Weiterbildung der Menschen, die ihr Augenlicht verloren haben oder schon blind geboren wurden. Da das Gebäude zu klein ist, beabsichtigt das Ministerium für Volksbildung, die ehemalige Israelitische Schule in der Gustav-Adolf-Straße, nach Ausbau, dem Institut zur Verfügung zu stellen. Dabei werden alle modernen Erfordernisse berücksichtigt sein. Die Mittel hierfür sind im Investplan 1953 in großzügiger Weise bereitgestellt worden.“

Unbürokratisch gingen alle am Bau beteiligten Behörden und Betriebe schon im Winter 1952/1953 an den Auf- und Ausbau der Ruine des ehemaligen Schulgebäudes in der Gustav-Adolf-Straße 7.
Aber auch die Belegschaft hatte einen hervorragenden Anteil am Aufbau, denn von ihr wurden nahezu 700 Aufbaustunden geleistet. Ob Drucker, Buchbinder, Übertrager oder Punzierer, alle legten sie Hand an, um die Trümmer zu beseitigen und um Baufreiheit für die Betriebe zu schaffen. Der Aufbau vollzog sich rasch. Schon am 23. April 1954 wurde unter großer Anteilnahme der Öffentlichkeit in Gegenwart des stellvertretenden Vorsitzenden des Ministerrates und Vorsitzenden der Christlich-Demokratischen Union, Otto Nuschke, das neue „Louis-Braille-Haus" durch den Volkskammerpräsidenten Dr. Johannes Dieckmann seiner Bestimmung übergeben. In seiner Festansprache erklärte er:
„‚Kultur ist Natur plus menschliche Arbeitskraft.' Mit diesem einfachen, aber klassischen Satz erläuterte Karl Marx den Begriff Kultur ...
Dabei geht es uns heute um nichts anderes als um die Frage, ob die schöpferischen Menschenkräfte zur Erzeugung und praktischen Anwendung von Vernichtungsmitteln gegen die Zivilisation und Kultur oder um die Umwandlung der Natur für eine fortschrittliche Entwicklung und die Förderung der Kultur zur Auswirkung kommen sollen. In diesem gigantischen Ringen ist auch der kleinste Fortschritt, der der Erhaltung des Friedens in der Welt und der freundschaftlichen Beziehungen der Völker untereinander dient, von großer politischer Bedeutung. Als einen solchen Beitrag dürfen wir auch dieses neue Haus ansehen, das einst als Schule der israelitischen Gemeinde in Leipzig diente. Am 9. November 1938, jenem Tage, der in die Geschichte der deutschen Geistesverirrung als ‚Kristallnacht' eingegangen ist, wurden in seinen Mauern übelste Greueltaten verübt. Während des Krieges wurde es durch Luftangriffe teilweise zerstört. So stand es als Schand- und Mahnmal im Herzen unserer Stadt acht lange Jahre hindurch. Es liegt daher ein tiefer Sinn darin, daß diese Stätte ausgewählt wurde, um nun ein Haus echter Humanität zu werden, welches gleichzeitig Zeugnis für einen friedlichen Aufbau und eine beispielhafte Kulturpolitik unseres Staates ablegt."
Zum erstenmal in ihrer Geschichte verfügte nun die Deutsche Zentral-

Neuaufbau des Hauses Gustav-Adolf-Straße 7

bücherei für Blinde über ein eigenes, großzügig angelegtes und modern ausgestattetes Gebäude, das günstigere Möglichkeiten als alle bisherigen Einrichtungen bot, die Versorgung der Blinden mit Literatur auf ein Maximum zu steigern. So ist es auch kein Zufall, daß sich ab 1955 eine planmäßige Aufwärtsentwicklung vollziehen konnte, die ohne Beispiel in der Geschichte des Betriebes war. Einige Zahlen mögen als Beweis dafür dienen, welch großzügige Unterstützung die Regierung dem Institut gewährte, um die ökonomische Grundlage für die Durchführung einiger wichtiger, gesellschaftlich notwendig gewordener Maßnahmen zu schaffen.
Im Jahre 1953 erhielt das Institut einen Staatszuschuß von 150 000 M, dieser erhöhte sich in der Folgezeit um ein Mehrfaches.

Staatszuschuß	1956	500 000,– M
	1957	650 000,– M
	1958	720 000,– M
	1959	815 000,– M
	1960	1 015 000,– M
	1961	895 000,– M
	1962	951 000,– M
	1963	1 115 000,– M
	1964	718 000,– M
	1965	1 067 000,– M
	1966	1 066 000,– M
	1967	1 354 000,– M
	1968	1 228 000,– M.

Die Aufwendungen für die Neubauten sind in diesen Summen nicht enthalten.
Diese Übersicht zeigt die kontinuierliche Entwicklung des Institutes, das 1955 dem Ministerium für Kultur unterstellt wurde. Den steigenden Anforderungen, die vor allem aus der Erwachsenenqualifizierung resultierten, entsprach ein ständig steigendes Literaturangebot. Ein entscheidendes Ereignis war die ab 1. Mai 1955 wirksame Angleichung der Preise für Blindenschriftliteratur an die des Buchhandels. Damit wurde eine soziale Benachteiligung des Blinden gegenüber dem Sehenden auf-

gehoben, was den Prinzipien unserer humanistischen Politik entsprach. Diese Maßnahme wurde zu einem Zeitpunkt beschlossen, da sich die Blindenstudienanstalt Marburg/Lahn gezwungen sah, ihre Preise für Blindenschriftliteratur um 10% zu erhöhen. Das blieb aber nicht die letzte Preiserhöhung dieser Einrichtung, die heute noch zum großen Teil auf private Unterstützung angewiesen ist. Ich nenne hier nur die Volkswagen- und die Rockefeller-Stiftung, aus deren Mitteln die Blindenstudienanstalt Schul- und Bibliotheksgebäude errichtet hat. Aus anderen Stiftungen wiederum werden Stipendien und Schulgelder für Oberschüler gezahlt. Die Preisdifferenz zwischen der Literatur, die in Marburg und der, die bei uns verkauft wird, ist sehr beträchtlich. Während bei der DZB ein Band für durchschnittlich 1,– M erworben werden kann, muß der westdeutsche Käufer im allgemeinen 15,– DM aufwenden. Ein Beispiel mag für viele stehen. Der Große Duden, 17 Bände und 1 Reliefband, Ausgabe 1957, kostet bei uns 9,80 M, während der Preis für die Marburger Ausgabe von 1937, die etwa den gleichen Umfang hat, 172,– DM beträgt. Ähnlich liegen die Preisdifferenzen auch bei der schöngeistigen oder wissenschaftlichen Literatur. Diese Gegenüberstellungen bedürfen wohl kaum eines Kommentars, sie sprechen für sich und sind ein Beweis dafür, in welcher Gesellschaftsordnung wirkliche soziale Gerechtigkeit herrscht. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß der „Schweizer Blindenbote" seinerzeit in abwertender Weise feststellte, daß es sich bei dem Angebot der DZB zum allergrößten Teil um kommunistische Literatur und nur zu einem sehr geringen Teil um lesenswerte Bücher für die „freie Welt" handeln würde. Wir sind stolz, daß wir in einem Staat wirken können, der weder ein Bildungsprivileg bei den Sehenden noch ein Bildungsprivileg der Sehenden gegenüber den Blinden kennt. Das kennt nur die „freie Welt". Unsere Preissenkung von 1955 bewirkte, daß der Verkauf unserer Literatur sprunghaft anstieg. Auch dafür einige Zahlen, die die Entwicklung des Verkaufs seit 1956 verdeutlichen:

1956	2 882 Werke	4 845 Bände
1957	3 172 Werke	5 378 Bände
1958	5 307 Werke	10 128 Bände
1959	4 931 Werke	9 874 Bände

1960	5 671 Werke	9 515 Bände
1961	7 757 Werke	16 051 Bände
1962	8 830 Werke	14 190 Bände
1963	7 627 Werke	12 006 Bände
1964	8 090 Werke	14 556 Bände
1965	7 626 Werke	14 946 Bände
1966	8 490 Werke	17 011 Bände
1967	6 665 Werke	14 246 Bände
1968	7 290 Werke	14 391 Bände.

Das Verlagsangebot stieg von 240 Titeln 1955 auf 1370 Titel im Jahre 1968.

Die Anpassung der Preise für Blindenschriftliteratur an die des Buchhandels war jedoch nicht die einzige Ursache für den steilen Anstieg unseres Verlagsumsatzes. Die entscheidenden Gründe lagen in der veränderten sozialen Situation der Blinden in der DDR und in deren gewachsenen geistig-kulturellen Bedürfnissen, die eine wesentlich stärkere Nachfrage nach wissenschaftlicher und populärwissenschaftlicher Literatur zur Folge hatten, als das vor 1945 der Fall sein konnte.

Trotz großer ökonomischer Schwierigkeiten, die vor allem auf die offenen Grenzen gegen den wiedererstandenen westdeutschen Imperialismus zurückzuführen waren, war es in den fünfziger Jahren unserer Regierung möglich, durch Stabilisierung der Wirtschaft eine Anzahl von Maßnahmen durchzuführen, die der Erhöhung des Lebensstandards dienten. Bedeutsam waren dabei für uns jene Anordnungen, die der sozialen Sicherung der Blinden und der anderen Schwerstbeschädigten dienten und die vor allem den blinden Menschen ihr Streben nach weitestgehender Unabhängigkeit erleichterten.

Neben der Erhöhung der Renten und Fürsorgesätze um 30,– M, die auf Beschluß der Volkskammer am 1. Dezember 1956 wirksam wurde, bemühte sich der neu gebildete Arbeitsausschuß für Blindenfragen um weitere lebenserleichternde Maßnahmen für die blinden Bürger der DDR.

Diese Verhandlungen wurden dann vom Allgemeinen Deutschen Blinden-Verband fortgesetzt, der im Mai 1957 in Halle gegründet wurde.

Hier sollen nur einige der erlassenen Bestimmungen erwähnt werden. Seit 1956 werden beruflich oder gesellschaftlich tätige Blinde bei der Anlage von Telefonanschlüssen vorrangig behandelt, und sie sind außerdem von der Zahlung der Grundgebühr befreit. Der Schwerbeschädigten-Zusatzurlaub für Blinde wurde auf sechs Tage erhöht. Die wichtigste Bestimmung auf diesem Gebiet war jedoch die Verordnung vom 18. Juni 1959 über die weitere soziale Sicherung der Blinden und anderer Schwerstbeschädigter. Hier wurde festgelegt, daß Blinde je nach Grad ihrer Erblindung und einem Hinzutritt weiterer Körperschäden ein Blindengeld zwischen 30,– und 240,– M monatlich erhalten. Darüber hinaus wurde verfügt, daß Blinde grundsätzlich als Invalidenrentner gelten und die Rente erhalten, wenn die gesetzlich vorgeschriebene Anwartschaft (Sozialpflichtversicherung) erfüllt ist. Sie erhalten die Rente auch dann, wenn sie einem Beruf nachgehen. Ebenfalls von Bedeutung ist eine Anweisung des Ministeriums für Finanzen aus dem Jahre 1959, wonach berufstätige Blinde, die in verantwortlichen Funktionen tätig sind, Wissenschaftler, Juristen, Abteilungsleiter usw., das Recht auf eine außerplanmäßige, vom Betrieb bezahlte Vorlesekraft haben.
Diese und noch andere Maßnahmen setzten die blinden Bürger unserer Republik in die Lage, ihre geistigen und körperlichen Kräfte zu ihrem eigenen Nutzen, aber auch zum Wohle der ganzen Gesellschaft einzusetzen. Für unser Institut aber erwuchs daraus die Notwendigkeit, den ständig steigenden Bedürfnissen vor allem nach wissenschaftlicher, populärwissenschaftlicher und Fachliteratur gerecht zu werden.

Das sprechende Buch

Ein weiterer, sehr bedeutsamer Schritt für die Blindenbildung war die Eröffnung der Hörbücherei am 14. März 1956. Damit war es möglich geworden, einer großen Anzahl blinder Menschen, die nicht mehr in der Lage sind, die Blindenschrift zu erlernen oder zu lesen, durch das Tonband Zugang zur Literatur zu verschaffen. Im Rahmen einer Feierstunde, an der auch der stellvertretende Minister für Kultur, Professor Pischner, der Leiter des damaligen Amtes für Literatur und Buchwesen

der DDR, Karl Wloch, und der Vorsitzende des damaligen Arbeitsausschusses für Blindenfragen, Helmut Pielasch, teilnahmen, wurde mit Ausschnitten aus dem Roman „Tinko“ von Erwin Strittmatter, gesprochen von Peter Bosse, das erste Hörbuch vorgeführt. Dieses erste Hörbuch war eine Übernahme aus den Beständen des Staatlichen Rundfunkkomitees, dem die Hörbücherei viel verdankt. Der Direktor der DZB, Herbert Jakob, erklärte damals in seiner Festansprache:
„Die Schaffung des sprechenden Buches bedeutet aber keinesfalls, daß die geniale Schöpfung Louis Brailles, die Punktschrift, für uns Blinde an Bedeutung verliert. Das sprechende Buch ist vielmehr eine dem heutigen Stand der Technik entsprechende wertvolle Ergänzung der Bildungsmöglichkeiten für Blinde, und als solche wollen wir es auch betrachten. Es wird uns dadurch künftig möglich sein, aus der Vielzahl der Veröffentlichungen aller Verlage der DDR, der Bundesrepublik und des Auslandes, eine noch größere Zahl auszuwählen und für unsere blinden Menschen herzustellen. Für das Jahr 1956 haben wir die Produktion von etwa 80 bis 100 Titeln geplant. Von jedem Titel werden wir drei Kopien ziehen, so daß jedes Buch in drei Exemplaren vorhanden ist.“
Professor Pischner, der die Glückwünsche des Ministeriums für Kultur überbrachte, sagte: „Aus meiner früheren Tätigkeit als Musiker kenne ich zahlreiche blinde Klavierstimmer und deren lebhaftes Interesse für Literatur. Die Einrichtung des sprechenden Buches wird den blinden Bürgern den Zugang zu den Schätzen der Literatur erheblich erleichtern, und hier zeigt sich besonders deutlich, daß die Technik nicht – wie hier und da noch angenommen wird – der Feind des Menschen, sondern der Freund des Menschen ist.“
Der Leiter des Amtes für Literatur und Buchwesen, Karl Wloch, hob besonders hervor, daß er im Jahre 1955 auf einer internationalen Buchausstellung in Finnland selbst erlebt habe, welch hohes internationales Ansehen die Bücher dieses Institutes genießen. Mit besonderer Freude nahm die Belegschaft ein Telegramm des Ersten Sekretärs des ZK der SED, Walter Ulbricht, entgegen, in dem es hieß:
„Mit der Eröffnung der Hörbücherei hat die Deutsche Zentralbücherei für Blinde eine weitere Möglichkeit geschaffen, die Blindenbildung zu verbessern und den Blinden zu helfen, Zugang zu den Schätzen der deut-

schen Literatur und der Weltliteratur zu finden. Diese über die Grenzen der Deutschen Demokratischen Republik hinausgehende bedeutungsvolle Bildungsmöglichkeit der Deutschen Zentralbücherei für Blinde findet die ständige Unterstützung der Partei der Arbeiterklasse und der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik."
Zitieren wir noch aus dem Telegramm des Präsidenten der Volkskammer der DDR, Dr. Johannes Dieckmann:
„Möge das sprechende Buch allen unseren Blinden den Weg ins Berufs- und Kulturleben noch viel weiter öffnen und sie in vollem Umfang teilnehmen lassen am neuen Leben unseres Volkes in unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat."
Es wurde schon betont, daß mit der Einführung des Hörbuches in der DDR keinesfalls die Absicht oder der Wunsch bestanden, der Blindenschrift Konkurrenz zu machen oder sie gar zu verdrängen, denn nach wie vor gehört das Lesen der Blindenschrift zur elementaren Bildung, und sowohl der Allgemeine Deutsche Blinden-Verband als auch die DZB legen bei der Elementarrehabilitation allergrößten Wert darauf, jeden Blinden, vor allem aber die Späterblindeten, nach Möglichkeit mit der Blindenschrift vertraut zu machen, denn die Beherrschung des Lesens und Schreibens gibt besonders den Späterblindeten ein hohes Gefühl der Sicherheit und Selbständigkeit. Wie die nachstehenden Zahlen beweisen, ist trotz des starken Anstiegs der Zahl der ausgeliehenen Tonbänder die Ausleihe an Literatur in Blindenschrift nicht zurückgegangen.

	Tonbandausleihe	Ausleihe in Blindenschrift
1956	2 744 Bänder	37 605 Bände
1957	10 046 Bänder	34 616 Bände
1958	28 131 Bänder	33 509 Bände
1959	74 493 Bänder	31 409 Bände
1960	131 222 Bänder	33 492 Bände
1961	179 444 Bänder	33 070 Bände
1962	198 421 Bänder	32 918 Bände
1963	162 283 Bänder	29 102 Bände
1964	261 717 Bänder	36 803 Bände

1965	307 895 Bänder	37 734 Bände
1966	325 640 Bänder	36 869 Bände
1967	350 362 Bänder	39 369 Bände
1968	335 091 Bänder	38 049 Bände.

Noch einmal Zeitschriften

Die Ergebnisse unserer Arbeit lassen sich nicht unmittelbar in Mark und Pfennig ausdrücken, denn sie sind geistiger Natur und werden nur durch berufliche Erfolge, durch Fortschritte unserer Benutzer im Prozeß ihrer gesellschaftlichen Integration und außerhalb der Grenzen unserer Republik durch Aufklärung über die Politik der DDR wirksam. Von besonderer Bedeutung sind dabei unsere Zeitschriften. Wir haben daher in den letzten Jahren allergrößten Wert darauf gelegt, die Zahl der Zeitschriften in Blindenschrift und auf Tonband beachtlich zu erweitern. Hatten wir 1953 drei, die in Blindenschrift erschienen, so sind es inzwischen 17 geworden, davon 4 auf Tonband und 13 in Blindenschrift. Wir betrachten es als eine unserer wichtigsten Aufgaben, die Blinden so differenziert wie nur möglich anzusprechen, die verschiedensten Bedürfnisse und Interessen zu unterstützen und neue zu wecken. So haben wir neben dem Verbandsorgan des Allgemeinen Deutschen Blinden-Verbandes „Die Gegenwart“, das in Normaldruck und in Blindenschrift erscheint, Zeitschriften für Masseure, blinde Büroangestellte, Schachfreunde, Musiker, für Kinder und Jugendliche, für die Frauen, für schreibende Arbeiter und für die Freunde des Esperanto, außerdem eine politische Wochenschrift und eine spezielle Zeitschrift für Taubblinde. All diese Zeitschriften erscheinen in Blindenschrift. Auf Tonband erscheinen gegenwärtig ein unterhaltendes Magazin, eine populärwissenschaftliche Zeitschrift, eine politisch-theoretische Zeitschrift und eine Zeitschrift für Tonbandamateure. Alle Periodika in Blindenschrift haben eine derzeitige Gesamtauflage von fast 4000 Exemplaren. Die Tonbandzeitschriften haben etwa 1800 Bezieher. (Vergleiche Zeitschriftenübersicht auf Seite 75.)
Der verantwortliche Redakteur des Allgemeinen Deutschen Blinden-Ver-

bandes wird bei der Zusammenstellung der 13 Zeitschriften in Blindenschrift von blinden und sehenden Fachleuten aktiv unterstützt, denn es ist weder von der Arbeitskraft noch von der Fachkenntnis her möglich, eine so große Anzahl von Zeitschriften allein zu gestalten. Im Verbandsorgan „Die Gegenwart“ kommen sowohl blinde Funktionäre als auch sehende Fachleute und Wissenschaftler aus vielen Bereichen zu Wort, während die Spezialzeitschriften wie „Der Blinde im Büro“, „Die Schachbrücke“, „Und dennoch“ (Zeitschrift für Taubblinde), von einem Kreis ehrenamtlicher Funktionäre zusammengestellt werden. Wir sind ein Nachdruckverlag und haben auf Grund eines Globalvertrages aus dem Jahre 1955 zwischen dem Deutschen Schriftstellerverband, dem Börsenverein der Deutschen Buchhändler und der DZB das Recht, alle in DDR-Verlagen erscheinende Literatur honorar- und lizenzfrei nachzudrucken. Das bezieht sich selbstverständlich auch auf übernommene Presseartikel, und so ist es uns möglich, für unsere Zeitschriftenbezieher wissenschaftliche, populärwissenschaftliche, fachliche und unterhaltende Artikel aus den Zeitschriften der DDR auszuwählen. Seit 1966 werden von der DZB Hörzeitschriften herausgegeben. Hier ist es ähnlich wie bei den Zeitschriften in Blindenschrift. Bei der Gestaltung der Zeitschriften „Wissen und Fortschritt“, „Politische Umschau“ und „Phonofreund“ wirken ehrenamtliche Funktionäre mit und erleichtern es dem Redakteur der Hörzeitschriften, Artikel auszuwählen, die den Blinden in der Praxis helfen.

Die neue Deutsche Zentralbücherei für Blinde

Die wachsenden Aufgaben brachten es aber auch mit sich, daß das Institut ständig erweitert werden mußte. So stieg beispielsweise die Zahl der handschriftlich übertragenen Seiten von 36 000 im Jahre 1955 auf 80 000 im Jahre 1968, die Zahl der gedruckten Seiten von 2 400 000 auf 6 600 000. Die Zahl der Belegschaftsangehörigen wuchs von 38 im Jahre 1955 auf 117 im Jahre 1968. Hier muß allerdings beachtet werden, daß sich inzwischen die Struktur des Betriebes auch geändert hat, wozu später noch etwas zu sagen sein wird. Die rasche Entwicklung brachte es

mit sich, daß das 1954 so geräumig erscheinende Haus sehr bald wieder zu klein wurde. Schon in den Jahren 1958/1959 fanden Verhandlungen bei dem Ministerium für Kultur statt mit dem Ziel, die beiden angrenzenden Trümmergrundstücke Gustav-Adolf-Straße 5 und 9 mit zwei modernen Bibliotheksgebäuden zu bebauen. Unser Vorschlag stieß auf Verständnis, und schon im Jahre 1960 wurde mit der Projektierung der beiden Häuser begonnen. Obwohl unsere Volkswirtschaft in jenen Jahren vor der Bewältigung schwieriger Aufgaben stand, wurden die erforderlichen Mittel und die notwendige Baukapazität bereitgestellt. Das alles war ein weiterer Beweis dafür, welche Bedeutung das Ministerium für Kultur dieser humanistischen Bildungsstätte der Blinden beimaß.

Im September 1961 war es dann so weit. Vertreter des Betriebes begrüßten mit einem riesigen Blumenstrauß und selbstverständlich auch einem Kasten Bier die erste Baggerbesatzung des VEB Bau-Union Leipzig. Es dauerte aber nicht lange, und die Schwierigkeiten begannen. Völlig unvorhergesehen sickerte Grundwasser stark in die Baugrube ein, und alle herkömmlichen Mittel zu seiner „Bändigung" schlugen fehl. Es floß unter dem Büchereigebäude Gustav-Adolf-Straße 7 hervor und führte große Mengen Schwemmsand mit sich. Schließlich mußte die Katastrophenkommission zusammengerufen werden, und wir erinnern uns alle mit einem leichten Schaudern an jene hektischen Tage. In unermüdlichem Tag- und Nachteinsatz gelang es den Bauarbeitern aber

doch, des Wassers Herr zu werden und den Beton für die Fundamente einzubringen.
16. Dezember 1961. 18 Grad Kälte. Auf der Grundplatte des Hauses Gustav-Adolf-Straße 5 hatten sich zahlreiche Ehrengäste zur „Grundsteinlegung“ versammelt, unter ihnen der Präsident des ADBV, Helmut Pielasch, Vertreter des Ministeriums für Kultur, der Bezirksleitung der Sozialistischen Einheitspartei und ein Vertreter des Oberbürgermeisters der Stadt Leipzig, der auch die Festansprache hielt. Der Redner führte aus: „Tun wir alles, um den Frieden in der Welt zu erhalten, denn nur im Frieden kann dieses große humanistische Werk Früchte tragen und gedeihen.“ Nachdem der Maurerpolier die Kupferkassette mit einer Leipziger Volkszeitung, einem Block Sondermarken mit German Titow, Münzen des Jahres 1961 und der Blindenschriftausgabe von Lenins „Staat und Revolution“ versenkt hatte, widmete der Redner die traditionellen 3 Hammerschläge der Deutschen Demokratischen Republik, der Erhaltung des Friedens und dem guten Gedeihen des begonnenen Werkes. Dann traten doch noch Hemmnisse auf. Schließlich müssen, nachdem sie geleert sind, die Sektgläser zerschlagen werden. Der Brauch will es so, aber der notwendige Sekt wollte es nicht so, denn er war zu kalt, und nur mit viel Mühe gelang es, die Flasche zu öffnen.
Die beiden Bauten gediehen schnell, und schon am 30. November 1962 rief der Zimmerbrigadier: „Die Krone hoch!“

Noch einmal wurde die Lage kompliziert. Das Haus der Bücherei stand auf dem anmoorigen Boden des alten Elsterflußsystems; dieser Boden hatte jedoch durch den Wasseraustritt in die Baugrube, wobei auch viel Schwemmsand mitgeführt wurde, seine Struktur verändert, so daß akute Gefahr eines Grundbruches drohte. Der Altbau bekam Risse von den Fundamenten bis zum Dach, und die Bauexperten befürchteten, daß die Westwand des Hauses in die soeben ausgehobene Baugrube für das Haus 9 abrutschen könnte. Auf Anweisung der Katastrophenkommission wurde die Giebelwand mit schweren Eisenträgern von innen her gesichert und abgestützt, weiterhin mußten Dutzende von Gipsmarken geklebt werden, die tagtäglich kontrolliert wurden, um festzustellen, ob sich die Risse innerhalb des Hauses und an seiner Westseite vergrößerten. Der Zustand wurde so bedrohlich, daß es für ein Vierteljahr notwendig wurde, die Gustav-Adolf-Straße für jeden Fahrverkehr zu sperren, um das Haus vor Erschütterungen zu bewahren. Heute über das Baugeschehen der Jahre 1962/1963 zu schreiben, fällt erheblich leichter, als in jenen Jahren den Betrieb aufrechtzuerhalten. Es war notwendig, das bestehende Haus Gustav-Adolf-Straße 7 in die beiden Neubauten Nr. 5 und Nr. 9 einzubeziehen, es funktionell umzugestalten und dennoch den Betriebsablauf aufrechtzuerhalten; denn wir durften weder die Ausleihe noch die Produktion der Literatur in Blindenschrift und auf Tonband im Interesse unserer Benutzer einschränken. Auch die Zeitschriften mußten weiter erscheinen. Wenn auch einzelne Tätigkeiten in Heimarbeit ausgeführt werden konnten, so mußte doch die Mehrzahl der Kolleginnen und Kollegen unter recht erschwerten und unbequemen Bedingungen ihre Arbeit fortführen. Damals wurden von der Belegschaft großartige Leistungen gebracht, die nicht hoch genug eingeschätzt werden können.

Groß war aber auch die Freude der Belegschaft, als ihr unter starker Anteilnahme der Öffentlichkeit durch den Minister für Kultur, Hans Bentzien, der neue, großzügig ausgestattete Komplex übergeben wurde. In seiner Festrede sprach der Minister den Mitarbeitern der Deutschen Zentralbücherei für Blinde seinen Dank für die hohen Arbeitsergebnisse seit 1945 aus, besonders aber für die der letzten beiden Jahre, in denen durch den Neubau außerordentliche Schwierigkeiten überwunden wer-

den mußten. Er stellte fest, daß sich in der DDR das Leben der Blinden grundlegend geändert habe. „Durch großzügige soziale Maßnahmen und maximale Unterstützung der geistig-kulturellen Bedürfnisse ist bei uns der Blinde in den Stand gesetzt, als vollwertiges Mitglied für die Gesellschaft tätig zu sein. Ein deutlicher Ausdruck hierfür ist die Deutsche Zentralbücherei für Blinde. Während die westdeutschen Blindeneinrichtungen heute noch zum großen Teil auf private Unterstützung angewiesen sind, sieht es unser Staat als seine Aufgabe an, die Blindeneinrichtungen nicht nur zu finanzieren, sondern ihnen auch alle anderen Voraussetzungen zu schaffen, die notwendig sind, um den blinden Bürger im Rahmen der Rehabilitation weitestgehend selbständig und unabhängig zu machen. Mit der Beseitigung des Bildungsprivilegs in der DDR", so betonte der Redner, „ist auch dem blinden Bürger die gleiche Möglichkeit wie dem sehenden gegeben, sich zu bilden und zu qualifizieren."

Der 21. Oktober 1963 war wohl einer der bedeutendsten Tage in der Geschichte der DZB, denn mit der Übergabe des Neubaukomplexes waren Voraussetzungen geschaffen worden, wie es sie in der Geschichte des Institutes noch nie gegeben hatte. Mit einem Aufwand von rund 3½ Millionen Mark waren drei Gebäude geschaffen worden, die in jeder Beziehung den Bedingungen entsprachen, die an eine Druckerei, eine Hörbücherei und eine Bibliothek für Blindenschrift-Literatur gestellt werden können.

Im Hause Gustav-Adolf-Straße 5 finden wir im Erdgeschoß eine großzügig eingerichtete Buchbinderei und fünf schallgedämmte Punzierräume. In der ersten Etage ist ein sehr geschmackvoll eingerichteter Kulturraum, der zur Durchführung größerer Veranstaltungen auch mit einer Lautsprecheranlage ausgestattet ist. Im gleichen Geschoß befinden sich die für einen großen Betrieb notwendigen Sozialräume. In der zweiten Etage sind die Korrekturleser in 5 Räumen untergebracht, die ebenfalls schallgedämmt sind. Außerdem haben wir hier noch einige Einzelzimmer für den Lektor, die Buchvorbereitung und die Endkontrolle. Die dritte bis fünfte Etage sind als Magazinräume in einer Größe von 24 × 16 m und einer Höhe von 2,40 m ausgebaut. Bei der Projektierung gingen wir davon aus, daß es in den Magazinräumen möglich

sein muß, die Bücher ohne Leiter in die Regale einzustellen oder zu entnehmen. Die Gänge zwischen den Regalen sind so breit, daß die Kolleginnen bequem mit ihren Bücherwagen den Transport durchführen können. Um die Titelaufdrucke gut erkennen zu können, befindet sich in jedem Gang ein Lichtband, das die Regale bis in die untersten Fächer bequem ausleuchtet. Im Erdgeschoß des Hauses 7 befinden sich neben der Druckerei die Telefonzentrale und einige technische Räume. Die Bibliothek und der Verlag sowie das Lesezimmer sind benutzerfreundlich im ersten Stock untergebracht, die Verwaltung, die technische Leitung und die Kulturabteilung haben in der zweiten Etage, die handschriftliche Übertragung und ein Frauenruheraum in der dritten Etage ihren Platz. Schließlich finden wir in der vierten Etage den Redakteur unserer Hörzeitschriften und ein sehr geschmackvoll eingerichtetes Konferenzzimmer.
Im neungeschossigen Haus 9 sind im Erdgeschoß der Packraum, im fünften Stock die Cutter- und Kopierräume sowie eine Werkstatt für das Studio und im Dachgeschoß zwei Studioeinheiten mit je einem Aufnahme- und einem Technikraum untergebracht, dazu noch je ein Zimmer für den Studioleiter und die Leitstelle für Information und Dokumentation des Blinden- und Sehschwachenwesens. Die übrigen fünf Etagen sind Magazinräume zur Lagerung von Literatur in Blindenschrift und auf Tonband. Die Ausstattung und die Bauart dieser Räume sind die gleichen wie im Haus 5, die Größe jedes Magazins beträgt 25,2 × 13,5 m. Insgesamt verfügt die DZB über eine Lagerfläche für die Literatur von rund 3000 qm. Die Magazine, die Produktions- und Lagerräume für Material sind schnell und bequem durch kombinierte Lasten-Personen-Aufzüge zu erreichen. Mit diesen Aufzügen ist gleichzeitig auch im wesentlichen die Verbindung zwischen den Häusern 5 und 7 und 7 und 9 geschaffen worden. Der umfangreiche Maschinenpark wird von einer eigenen Haustechnik, die über eine gut eingerichtete Werkstatt verfügt, gewartet und unterhalten.
Seit Jahren schon wuchs die Deutsche Zentralbücherei für Blinde, die im Jahre 1959 mit dem Louis-Braille-Preis ausgezeichnet wurde, über ihren traditionellen Rahmen hinaus, der durch Buchherstellung, Ausleihe und Verkauf gegeben war. Sie wurde mit dem staatlichen Sammel-

Der Minister für Kultur der DDR, Hans Bentzien, bei der Einweihungsfeier 1963

auftrag für alle Bücher aus dem Bereich des Blinden- und Sehschwachenwesens betraut und ist seit 1967 Trägerinstitution der neu eingerichteten „Leitstelle für Information und Dokumentation des Blinden- und Sehschwachenwesens“. Diese LID sammelt alle nationalen und internationalen Publikationen aus den genannten Bereichen, wertet sie inhaltlich aus und leitet die Informationen an die Funktionäre, Wissenschaftler und Fachleute des Blindenwesens der DDR und des internationalen Blindenwesens weiter. Zu dieser Stelle gehört eine umfangreiche Bibliothek, deren bedeutende historischen Bestände aus den Anstaltsbüchereien der ehemaligen Blindenanstalten Halle, Karl-Marx-Stadt (vormals Dresden-Chemnitz), Weimar und Neukloster und aus Büchern bestehen, die sie von zahlreichen Einzelpersonen erhalten hat.
Die DZB tritt auch als Auftraggeber für Bücher des Blindenwesens auf. So erschien bei uns von Dr. Alexander Reuß das „Lehrbuch der Musiknotation“ in deutscher und französischer Sprache.
Ferner geben wir in Zusammenarbeit mit der Redaktion des Verbandes eine Schriftenreihe des ADBV heraus. Es erschienen bisher z. B. „Das blinde und sehschwache Kind“, eine Broschüre, die sich an Eltern sehbeschädigter Kinder wendet; „Der Blindenführhund“; eine Broschüre über das internationale Symposium 1967 zu Fragen der Rehabilitation, das vom ADBV veranstaltet wurde; ein Lehrbuch in Großtypendruck für Sehschwache zur Erlernung des Maschineschreibens und ähnliche Schriften.
Unsere internationalen Beziehungen erweitern sich ebenfalls von Jahr zu Jahr. Die hohe Qualität der bei uns hergestellten Blindenschriftbücher und die gute künstlerische Qualität unserer Tonbandliteratur trugen erheblich zu dem hohen internationalen Ansehen bei, das die DZB als eine der größten kulturellen Einrichtungen des europäischen Blindenwesens genießt. Besonders gute Kontakte bestehen mit den Blindenbüchereien und -druckereien der sozialistischen Länder. Seit 1963 fanden in Leipzig, Warschau, Prag und Moskau vier Konferenzen von Experten auf dem Gebiet der Blinden-Notenschrift statt, die das Ziel hatten, sich auf eine international einheitliche Blinden-Notenschrift zu einigen, um die unterschiedlichen Darstellungen zu überwinden, die sich aus der Entwicklung nationaler Systeme in Europa ergeben hatten. Diese

Bestrebungen basierten auf einem Beschluß des Welt-Punktschrift-Rates von 1954 in Paris. Vertreter der DZB waren an diesen Reformarbeiten maßgeblich beteiligt; ebenso wie sie an der Reform der deutschen Blinden-Kurzschrift mitarbeiten, die auf Grund des veränderten Sprachgebrauches der letzten 50 Jahre und durch die Anforderungen notwendig geworden ist, die der Blindendruck mittels elektronischer Datenverarbeitungs-Anlagen stellt. Im Jahre 1960 fand in Leipzig eine internationale Konferenz von Vertretern der Blindenverbände der sozialistischen Länder und Österreichs statt. Auf dieser Arbeitskonferenz stellte sich das demokratische Blindenwesen der DDR erstmalig mit seinen Leistungen der internationalen Öffentlichkeit vor. Zur Beratung standen Fragen der Begriffsbestimmung der Blindheit, der Beschulung blinder und sehschwacher Kinder, der Kulturarbeit, der Hörbücherei, der Rehabilitation der Späterblindeten, der Berufsausbildung und der Einbeziehung in den Arbeitsprozeß. Dabei nahmen die Konferenzteilnehmer die Gelegenheit gern wahr, unsere Einrichtungen zu besichtigen. Ein besonderer Anziehungspunkt war zu jener Zeit unser Studio für das „Sprechende Buch“, und es war uns eine Freude, unsere Erfahrungen weitergeben zu können, so daß den sozialistischen Ländern unnötige Experimente erspart blieben. Wir erhielten aber auch zahlreiche Hinweise, die vor allem eine verbesserte Technologie in der Blindenschriftherstellung zur Folge hatten. Dem gleichen Ziel dienten Besichtigungen der Blindendruckereien in Budapest, Prag, Warschau und Moskau durch verantwortliche Vertreter der DZB.
Vom Allgemeinen Deutschen Blinden-Verband wurden in Einrichtungen des Blindenwesens der DDR in den Jahren 1964, 1965 und 1966 gesamtdeutsche Konferenzen durchgeführt. Gastgeber des ersten Treffens dieser Art war die DZB. Mit unseren Neubauten und unserem modernen Maschinenpark konnten wir ohne größere Erklärungen manches Vorurteil der westdeutschen Vertreter gegenüber dem Blindenwesen der DDR beseitigen.
Wir haben ferner eine ständige Ausstellung von Blindenhilfsmitteln der Vergangenheit und Gegenwart in unserem Haus aufgebaut, um den zahlreichen Besuchern über die DZB hinaus einen Einblick in die Probleme des Blindenwesens zu geben. Im Ergebnis all dieser Anstrengun-

gen nahm die DZB viele Kontakte mit der Öffentlichkeit auf, und wenn in dem Begriff „Blindenbücherei“ eine gewisse Abgeschlossenheit liegen könnte, so hat unsere Wirklichkeit mit Abgeschlossenheit nichts gemein. In der Summe unserer Kontakte zur Öffentlichkeit übertreffen wir wahrscheinlich viele andere Büchereien.
Die 75jährige Praxis der Einrichtung beweist die Richtigkeit der Auffassung, alle Vorgänge vom Beginn der Produktion bis zur Ausleihe eines Buches oder eines Tonbandes in einer Einrichtung zu vereinigen, weil so die beste Übersicht gegeben ist und die bereitgestellten finanziellen und materiellen Mittel optimal eingesetzt werden können. Wir fassen noch einmal den Betriebsaufbau der DZB zusammen. (Siehe Funktionsplan auf Seite 76.) Zur Blindenschrift-Produktion gehören bei uns Punziererei, handschriftliche Übertragung, Korrekturabteilung, Druckerei und Buchbinderei. Zur Herstellung der „Sprechenden Bücher“ verfügen wir über zwei komplette Studioeinheiten nebst dazugehörenden Cutter- und Kopieranlagen. Beide Produktionen werden dann an die Bibliothek geliefert, während die für den Verkauf vorgesehene Blindenschriftliteratur an den Verlag geleitet wird, der bei uns Einzelhandelsfunktion hat. Außer diesen erwähnten Abteilungen befindet sich in der DZB eine „Kulturabteilung“ mit der Leitstelle für Information und Dokumentation, dem Instrukteur für Kultur und Schulung im DBSV, dem Redakteur für Tonbandzeitschriften und dem Lektor für die Buchauswahl und die Erarbeitung der Themenpläne für den Druck, die handschriftliche Übertragung und die auf Tonband aufzunehmende Literatur.

Zeitschriftenübersicht

Titel	Inhalt	Ersch.-Jahr	Ersch.-Weise	Abonnenten
1. Punktdruck (Zahlen vom 31. 12. 1967)				
Die Gegenwart	Zentralorgan des ADBV	1947	monatlich	1708
Kulturpolitische Zeitschrift	Beiträge aus Kunst und Wissenschaft	1949	monatlich	325
Der Überblick	Politische Wochenschrift mit Sendehinweisen für Funk und Fernsehen	1956	wöchentlich	299
Schachbrücke	Zeitschrift für Freunde des Blindenschachs	1950	monatlich	126
Lyra	Zeitschrift für blinde Musiker und Musikfreunde	1956	monatlich	83
Fachzeitschrift für blinde Masseure		1953	monatlich	206
Der Blinde im Büro		1960	zweimonatlich	253
Die Freundin	Zeitschrift für blinde Frauen	1966	monatlich	420
Und dennoch	Taubblindenzeitschrift	1961	monatlich	182
Seid bereit	Zeitschrift für Junge Pioniere	1959	monatlich	79
Freundschaft	Jugendzeitschrift	1959	monatlich	108
L'amikeco	Zeitschrift für blinde Esperantisten	1969	vierteljährlich	
Ich schreibe	Zeitschrift für schreibende Blinde	1969	vierteljährlich	
2. Tonband (Zahlen vom 30. 6. 1968)				
Hörmagazin	Zeitschrift f. Unterhaltung u. Wissen	1966	monatlich	1008
Wissen und Fortschritt	Populärwissenschaftliches Magazin (Technik, Kultur, Wirtschaft)	1967	monatlich	353
Politische Umschau	Grundsatzartikel zu politischen Ereignissen	1968	monatlich	82
Phonofreund	Forum der Tonbandamateure	1966	zweimonatlich	120

Zeitschriftenredaktion des Verbandes

Direktor

Herstellung von Werken in Punktschrift

Bibliothek und Verlag

Studio

Kultur-Information und Dokumentation

Technik

Buchvorbereitung

Redakteur für Hörzeitschriften

handschriftl. Übertragung

Punziererei

Aufnahme

Korrektur

Cuttern

Druckerei

Buchbinderei

Bibliothek und Verlag

Kopie

Verkauf

Punktschr.-ausleihe

Tonband-ausleihe

Außenwirksamkeit national, international

Abonnenten Käufer

Leser

Hörer

Benutzer

Abonnenten

Geschichte der Punktschrift

Der Reliefdruck vor Einführung der Punktschrift

Die Bestrebungen, Blinde das Lesen und Schreiben zu lehren, reichen bis ins Mittelalter zurück. Die vielfältigen Hilfsmittel, die zu diesem Zweck ersonnen wurden, kamen jedoch nur einigen wenigen Nichtsehenden zugute. Diese konnten sich auf Grund ihrer günstigen materiellen Lage aus der gesellschaftlichen Isolierung und Unbildung befreien, die damals das Los der Masse der Blinden waren.
Erst nachdem die ökonomische Entwicklung des aufstrebenden Bürgertums und die Verbreitung der humanistischen Ideen der Vorkämpfer der Französischen Revolution die Voraussetzungen für den Beginn der allgemeinen Blindenbildung geschaffen hatten, wurde das Problem einer brauchbaren Schrift für die Blinden aktuell.
Die Gründer der ersten Blindenbildungsstätten (Haüy: Paris 1784, Klein: Wien 1804, Zeune: Berlin 1806, Knie: Berlin 1817 u. a.) gingen sämtlich von dem Grundsatz aus, man müsse die Schrift der Sehenden für den Gebrauch der Blinden herrichten. Die Schriftzeichen wurden mit Hilfe spezieller Geräte in das Papier geprägt, so daß ihre erhabenen Formen auf der Rückseite tastbar abgebildet erschienen. Schon Valentin Haüy, der im Jahre 1786 das erste „Hochdruckbuch für Blinde" mit dem Titel „Essai sur L'Éducation des Enfants Aveugles" herstellen ließ, erkannte jedoch, daß die Linienschrift der Sehenden raumaufwendig und für den tastenden Finger schwer lesbar sei. Deshalb griff Haüy zu dem Mittel, die Schrift durch Buchstabenkontraktionen zu verkürzen. Bald ging man dazu über, die Buchstaben und Schriftzeichen selbst zu vereinfachen. Ihren Höhepunkt fanden diese Bestrebungen in England. James

Gall, T. M. Lucas, J. H. Frere u. a. entwickelten vereinfachte phonetische Schriftzeichen, indem sie als Elemente den Strich, den Kreis, den Halbkreis, den rechten und spitzen Winkel sowie das Häkchen verwandten. Ihre Systeme ähnelten stark den geometrischen Systemen der alten englischen Kurzschrift, die im 17. und 18. Jahrhundert von John Willis, John Byrom und Samoel Taylor entwickelt worden waren. Die größte Verbreitung fand die Blindenschrift William Moons, der das System Freres vervollkommnete.
Die Fachliteratur berichtet von zahlreichen weiteren Schriftformen, bestehend aus lateinischen oder deutschen Schriftzeichen, aus Doppelalphabeten oder Großbuchstaben, aus glatten oder punktierten Linien, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts verwendet wurden. Sie alle konnten die Forderung flüssiger Lesbarkeit nicht erfüllen. Vor allem aber war es unmöglich, die Linienschriften schnell und mühelos zu schreiben. Diese Aufgaben wurden erst durch die Entwicklung und Einführung der Punktschrift gelöst.

Die Anfänge der Entwicklung der Punktschrift

Der Punkt als Schriftelement

Von jeher wird der Punkt zusammen mit der geraden, gekrümmten oder gebrochenen Linie als Schriftelement der Sehenden angewandt. Er dient darüber hinaus zur Kennzeichnung von Ordnungszahlen, zur Gliederung von Ziffern und zur Abkürzung von Wörtern und Redeteilen. Schon Marcus Tullius Tiro, der Biograph und Herausgeber der Werke Ciceros, benutzte in dem ersten vollständigen Kurzschriftsystem (um 50 v. u. Z.) den Punkt als Abkürzungszeichen. Auch in den schon erwähnten Formen der altenglischen Stenografie spielt der Punkt eine wichtige Rolle. In der Notenschrift der Sehenden symbolisiert der Punkt durch höher oder tiefer gestellte Notenköpfe auf Linien und Hilfslinien das Steigen und Fallen der Melodie. Haüy wandte den Punkt in seiner Reliefschrift ebenfalls als Kürzungsmittel an: Unter einen Buchstaben gesetzt, zeigte er dessen Verdoppelung an.

Schon vor Haüy war der Italiener Francesco Lana-Terzi auf den Gedanken gekommen, den Punkt als Schriftelement der Blinden zu verwenden. Im Jahre 1670 veröffentlichte er ein Werk mit dem Titel „Prodromo overo saggio ...“, dessen zweites Kapitel die Überschrift trägt: „Auf welche Weise ein blind Geborener nicht nur schreiben lernen, sondern auch unter einer Chiffre seine Geheimnisse verbergen und die Antworten in denselben Chiffren verstehen kann.“ Nach einem Überblick über das Schreiben der Blinden seit Quintilian (gestorben 100 n. u. Z.) schlägt der Autor vor, Linien und Buchstaben erhaben darzustellen und dem Blinden die Namen der Buchstaben und ihre Stellung innerhalb des Liniensystems einzuprägen.

L A N A (1)

A O	G P	BTV
F I	M N	ES
C L	H R	DQS

Die Schrift selbst besteht aus Strichen und Punkten, indem die die Felder umgrenzenden Teilparallelen als Striche, die Stellung der Buchstaben im Feld durch Punkte dargestellt werden.
Lanas Reliefpunktschrift scheint wenig bekannt geworden und bald wieder in Vergessenheit geraten zu sein, bis das Werk von Costo d'Arno-

bat im Jahre 1803 ins Französische übersetzt wurde. Es kann angenommen werden, daß der französische Artilleriehauptmann Charles Barbier (1767-1841) durch diese Übersetzung zur Entwicklung einer eigenen Punktschrift angeregt wurde. Allerdings wollte er zunächst keine Blindenschrift, sondern eine Geheimschrift schaffen, die man auch des Nachts lesen konnte. Unter Verzicht auf die Form der Schwarzschriftbuchstaben und auf die herkömmliche Rechtschreibung entwarf er seine sonographische Punktschrift, die er als „Expéditive Française“ bezeichnete.

L A N A (2)

B r a i l l e

Vom Jahre 1815 an veröffentlichte er mehrere Punktschriftsysteme und eine Notenpunktschrift, die nach mathematischen Grundsätzen aufgebaut waren. Werner Schmidt erläutert dies am Beispiel der Elf-Punkte-Schrift wie folgt: „30 Laute waren in 5 horizontale und 6 vertikale Kolonnen aufgeteilt. Jeder Laut wurde durch zwei Reihen von Punkten bestimmt. Die erste Reihe gab die Zahl der horizontalen, die zweite die Zahl der vertikalen Reihe an. Also z. B. ‚B‘, da in der dritten horizontalen Kolonne stehend, drei Punkte in der ersten Reihe und, in der ersten vertikalen stehend, ein Punkt in der zweiten Reihe . . .“
Barbier entwickelte auch eine Rillentafel, mit deren Hilfe man seine Punktschrift schreiben konnte. Im Jahre 1821 fand seine Schrift Eingang im Pariser Blindeninstitut. Sie wurde dort „Écriture Nocturne“ (= Nachtschrift) genannt. Das System hatte aber zwei Mängel: Einmal waren viele Schriftzeichen zu groß, sie konnten daher nicht simultan ertastet werden; zum andern handelte es sich um eine Lautschrift, die die Rechtschreibung nicht berücksichtigte. Die Zöglinge des Pariser Instituts

BARBIER (1)

	1	2	3	4	5	6
1	a	e	è	i	o	u
2	eu	ou	an	in	on	un
3	b	d	f	g	j	l
4	m	n	p	q	r	s
5	t	v	x	z	ch	gn

BARBIER (2)

B R A I L L E

nahmen daher eine Reihe von Änderungen vor, die der Systemerfinder jedoch ablehnte. Der entscheidende Schritt gelang dem französischen Sattlerssohn Louis Braille (1809-1852), der nach zahlreichen Versuchen das System Barbier vereinfachte und vollständig veränderte.

Die Punktschrift Louis Brailles

Entwicklung und Aufbau des Braille-Systems

Louis Braille, der mit 10 Jahren ins Pariser Blindeninstitut eintrat, war zur Zeit seiner Versuche noch nicht 16 Jahre alt. Er verließ das Prinzip der phonetischen Schrift und schuf eine aus nur 6 Punkten bestehende Buchstabenschrift, wobei er die Punkte in Form eines aufrecht stehenden Rechtecks paarweise nebeneinander anordnete. (Zur Vereinfachung des Lernprozesses bezeichnen wir heute die linke Reihe der Punkte durch die Ziffern 1, 2, 3, die rechte Reihe durch die Ziffern 4, 5, 6.)

1 ● ● 4
2 ● ● 5
3 ● ● 6

Im Sechs-Punkte-Feld sind 63 Punktkombinationen möglich, die einfach und systematisch gebildet werden. Als erstes Zeichen dient Punkt 1, als zweites dienen Punkte 1 und 2, als drittes Punkt 2. Die gleichen Punktgruppen, nach rechts gerückt (Punkte 4, 4 und 5, 5), ergeben die drei nächsten Schriftzeichen. Durch Verbindung jedes Zeichens der ersten mit jedem Zeichen der zweiten Reihe (Gruppe 1 mit den Gruppen 4, 5, 6 usw. erhält Braille 9 weitere Zeichen, so daß sich 15 Punktgruppen ergeben (s. Abb. auf Seite 83).
Aus dieser Tabelle schied Braille die Zeichen 3, 4, 5, 6 und 15 aus, da sie beim Lesen leicht verwechselt werden konnten. Es blieben 10 Zeichen übrig, die heute die 10 ersten Buchstaben des Punktschriftalphabets bilden. Die zweite Buchstabenreihe wird durch Hinzufügen des Punktes 3, die dritte durch Hinzunahme der Punkte 3 und 6, die vierte durch Zusatz des Punktes 6 gebildet. Die meisten Satzzeichen entstehen, indem

Die ersten Punktschriftzeichen des Braille-Alphabets

die in Klammern gesetzten Zeichen werden nicht als Buchstaben verwendet

1	2	3
⠁	⠃	(⠂)
4	**5**	**6**
(⠈)	(⠘)	(⠐)
7	**8**	**9**
⠉	⠙	⠑
10	**11**	**12**
⠋	⠛	⠓
13	**14**	**15**
⠊	⠚	(⠒)

Französisches Punktschrift-Alphabet (ohne Ziffern, Satz- und Hilfszeichen)

I. A B C D E F G H I J

II. K L M N O P Q R S T

III. U V X Y Z

IV. Â Ê Î Ô Û Ë Ï Ü Œ W

man die Zeichen der ersten Reihe eine Stufe tiefer setzt. Die ersten 10 Buchstaben des Alphabets bezeichnen auch die Ziffern 1-10. Dabei wird jeder Zahl oder Zahlengruppe das Ziffernzeichen vorangesetzt. Ordnungszahlen werden mit vorstehendem Ziffernzeichen eine Stufe tiefer geschrieben.
Im Jahre 1825 veröffentlichte Louis Braille die erste ausführliche Beschreibung seines Systems. Sie bildete auch den Inhalt des ersten Punktschriftbuches, das 1829 in Paris mit Braille-Typen gedruckt wurde.

Die Bedeutung der Punktschrift Louis Brailles für die allgemeine Blindenbildung und die Verbreitung des Systems

Louis Braille war es gelungen, die geeignete Schrift für Blinde zu schaffen. Die Zeichen waren leicht erlernbar, rasch und sicher lesbar, konnten mit Schreibtafel und Griffel mühelos geschrieben werden. Sie eigneten sich zur Darstellung verschiedenster Schriftsysteme der Sehenden und konnten mit geringfügigen Abänderungen auf andere Sprachen übertragen werden. Die geniale Erfindung Louis Brailles, die für die Blinden das gleiche bedeutet wie die Erfindung des Buchdrucks für die Sehenden, leitete einen neuen, entscheidenden Abschnitt in der allgemeinen Blindenbildung ein. Sie erschloß dem Nichtsehenden die Schätze menschlicher Bildung und Kultur und eröffnete ihm neue Möglichkeiten für die Verbesserung seiner gesellschaftlichen Stellung.
Wie alle umwälzenden Neuerungen hatte sich die Schrift Brailles zunächst gegen starke Widerstände durchzusetzen. Barbier lehnte sie ab. Dufau, der Direktor des Pariser Blindeninstituts, bekämpfte ihre Verbreitung, konnte es aber nicht verhindern, daß seine Zöglinge sich ihrer in wachsendem Maße bedienten. Nach 10 Jahren erfolglosen Widerstandes mußte er den Gebrauch des Systems in den Klassen des Pariser Instituts zulassen.
Braille, der als Musiklehrer an der Einrichtung wirkte, verbesserte weiterhin sein Schriftsystem. 1834 fand er mit Hilfe Fourniers, eines der fähigsten Schüler Haüys, die Zwischenzeilenschrift, die es ermöglichte, die Blätter auf Vorder- und Rückseite zu bedrucken. Im Jahre

1850 wurde die Punktschrift Louis Brailles offiziell im Pariser Blindeninstitut eingeführt. 1852, dem Todesjahr Brailles, begann man in Paris mit dem regelmäßigen Druck von Braille-Büchern. Um 1875 erdachte der Blinde Ballu den Zwischenpunktdruck, der bis heute durch kein besseres Verfahren ersetzt werden konnte. Im Jahre 1883 erschien das „Journal Louis Braille", die erste periodisch gedruckte Punktschriftzeitschrift der Welt. 1860 kam die Braille-Punktschrift nach den USA; 1869 erschien das erste Braille-Buch in England.

Die Punktschrift im deutschen Sprachgebiet

Die Situation an den deutschen Blindenschulen vor Einführung der Braille-Punktschrift

Im deutschen Sprachgebiet, wo die unterschiedlichsten Reliefschriftsysteme gebraucht wurden, setzte sich die Punktschrift Louis Brailles verhältnismäßig spät durch. Das hatte folgende Gründe:
Deutschland war um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch in zahlreiche souveräne Staaten zersplittert, die ihr Bildungswesen den ökonomischen Möglichkeiten und politischen Zielsetzungen entsprechend in unterschiedlicher Weise aufgebaut hatten. Die Blindenschulen waren von unterschiedlichster Größe und Struktur. Sie unterstanden dem Staat oder karitativen Vereinigungen. Ihre Entwicklung hing weitgehend vom beruflichen und persönlichen Format des Direktors und der ihm unterstellten Pädagogen (d. h. von Sehenden) ab. In Frankreich und England hingegen wurde die Entwicklung des Blindenwesens maßgeblich von den Blinden selbst bestimmt. Schließlich mag auch das negative Urteil der Gründer der ersten Blindenanstalten zur verzögerten Einführung der Punktschrift im deutschen Sprachgebiet beigetragen haben.
Johann Wilhelm Klein, Gründer der Wiener Blindenanstalt, erwähnte in seinem 1837 veröffentlichten Werk „Geschichte des Blindenunterrichts und der den Blinden gewidmeten Anstalten in Deutschland" eine von Engelmann, Linz, benutzte Blindenschrift sowie die Punktschriften Barbiers und Brailles. Er lehnte die Systeme aber ab und forderte die

Wahl einer Blindenpunktschrift, deren Zeichen den Buchstaben der Sehenden möglichst ähnlich seien. Diesem Grundsatz entsprach Kleins „Stachelschrift", die man in den ersten deutschen Blindenschulen gebrauchte.

Auch der Blinde Johann Knie, Gründer der Blindenanstalt Breslau, lehnte aus dem gleichen Grunde die Punktschrift Brailles zunächst ab. Allerdings fügte er der 5. Auflage seiner „Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung blinder Kinder", die im Jahre 1858 erschien, am Ende ein Alphabet der Brailleschrift bei. Ein Jahr später wurde im „Organ der Taubstummen- und Blindenanstalten" ebenfalls eine Darstellung des Braille-Systems abgedruckt. Das Problem der Punktschrift wurde aktuell; der Meinungsstreit um die Nützlichkeit und Notwendigkeit der Einführung an den deutschen Blindenbildungsstätten begann. Einige Stellungnahmen bedeutender Repräsentanten des deutschen Blindenbildungswesens mögen dies veranschaulichen:

Der spätere Direktor der Berliner Blindenanstalt, Rösner, lehnte die Braille-Punktschrift ab (Organ 1863), da die Zeichen für den Sehenden Hieroglyphen seien und eine Trennungswand zwischen Blinden und Sehenden bildeten, ein Einwand, der zahlreiche sehende Blindenpädagogen veranlaßte, der Einführung der Punktschrift an den Schulen abwartend oder negativ gegenüberzustehen. Rösner empfahl jedoch, die Braille-Punktschrift als Korrespondenzschrift der Blinden untereinander zuzulassen, da die Zeichen leicht darzustellen und gut zu lesen seien.

Der damalige Direktor der Wiener Blindenanstalt, Pablasek, nahm eine unentschlossene Haltung ein. In seinem 1867 veröffentlichten Buch „Die Fürsorge für die Blinden von der Wiege bis zum Grabe" stellte er die Blindenschriftsysteme des In- und Auslandes vergleichend gegenüber und kam zu dem Ergebnis, daß für die Blindenschulen des deutschen Sprachgebietes das Relief-Linien-Alphabet der lateinischen Buchstaben, die geometrische Schrift von William Moon und die Punktschrift Louis Brailles zu empfehlen seien.

Dr. Karl August Georgi, Direktor der Blindenanstalt Dresden, dessen fortschrittliche Ideen der beruflichen Nachsorge zahlreichen anderen Blindenanstalten zum Vorbild dienten, hat vermutlich die Anwendung der Braille-Punktschrift in seiner Einrichtung nicht begünstigt. Das zeigt

Deutsches Punktschrift-Alphabet

a b c d e f g h i j

Grundform:

k l m n o p q r s t

u v x y z . ß st

au eu ei ch sch ü ö w äu ä ie

, ; : . ? ! ( ) „ * " ' -

Ziffern-zeichen 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0

die erhebliche Zahl der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gedruckten Reliefschriftbücher, die noch im 20. Jahrhundert in der Blindenanstalt Chemnitz aufbewahrt wurden.
Der eifrigste Vorkämpfer für die Einführung der Braille-Punktschrift war der Blinde Köchlin, Leiter der Blindenanstalt Illzach im Elsaß. Er vertrat im Jahresbericht seiner Einrichtung 1864 die Auffassung, daß es falsch sei, auf die Punktschrift, die für den Blinden eine große Erleichterung sei und ihm Bildungsmöglichkeiten erschließe, zu verzichten, weil sie der Sehende nicht unmittelbar lesen könne.
Je mehr das Punktschriftsystem Brailles im deutschen Sprachgebiet bekannt wurde, um so stärker wurde der Wunsch nach einer einheitlichen Schrift an den Blindenbildungsstätten.

Die allgemeine Einführung der Braille-Punktschrift im deutschen Sprachgebiet

Die Schaffung einer einheitlichen deutschen Punktschrift spielte eine wesentliche Rolle auf dem I. Europäischen Blindenlehrerkongreß, der im Jahre 1873 in Wien stattfand. Es wurde ein Ausschuß gebildet, der die einzelnen Blindenschriftsysteme prüfen sollte. Das Gremium beschäftigte sich auch mit der Frage, ob man das unveränderte französische Braille-Alphabet oder ein System übernehmen solle, das die Häufigkeit der deutschen Buchstaben berücksichtigte. Entsprechende Vorschläge waren von Hensgen, Düren, und St. Marie, Leipzig, unterbreitet worden. Da besonders das System St. Marie eine erhebliche Einsparung an Punkten brachte und das Schreiben auf der Punktschrifttafel erleichterte und beschleunigte, entschieden sich auf dem II. Blindenlehrerkongreß in Dresden 1876 14 Blindenanstalten für vorgenannte Schrift, während 11 Blindenbildungsstätten für die Einführung des unveränderten Braille-Alphabets eintraten. Der Hinweis, daß die internationale Einheitlichkeit der Punktschrift wichtiger sei als eine Schreib-Erleichterung, veranlaßte den III. Blindenlehrerkongreß 1879 in Berlin zur Annahme des unveränderten Braille-Alphabets, das lediglich um die folgenden Buchstaben und Lautkontraktionen erweitert wurde: ä, ö, ü, au, äu, eu, ch, sch. Um das Jahr

1914 kamen aus der Kurzschrift die Kontraktionen ie, ß-ss und st hinzu.
Man verzichtete somit auf Schreib-Erleichterung zugunsten des Grundsatzes der Raumersparnis. Heute, da die Punktschriftmaschine die Schreibtafel weitgehend ersetzt und die Punktzahl eines Zeichens von untergeordneter Bedeutung ist, sind wir für diese Entscheidung dankbar. Vom Jahre 1879 an wurden die deutschen Blindenbücher in Braille-Punktschrift gedruckt.
Die allgemeine Einführung der Punktschrift Louis Brailles wirkte sich fördernd auf die deutsche Blindenbildung aus. Rasch wuchs die Zahl Punktschriftbücher, die der 1876 gegründete Verein zur Förderung der Blindenbildung in Hannover sowie die um die Jahrhundertwende entstandenen Punktschriftdruckereien in Leipzig, Hamburg, Berlin und Wien herstellten. Das Punktschriftbuch erweiterte die Bildungsmöglichkeiten und den Gesichtskreis der Blinden. Ihr Drang nach gesellschaftlicher Gleichberechtigung wurde immer stärker.

Abänderungsversuche des Braille-Systems

Schon zu Lebzeiten Louis Brailles erhob man gegen sein System grundsätzliche Einwände. Lange bevor man in Deutschland die Auswahl der Zeichen nach der auftretenden Häufigkeit forderte, hatte man diese Forderung in Frankreich erhoben. Die Prüfung ergab jedoch, daß die häufigsten Buchstaben des französischen Alphabets (a, e, i) in der Punktschrift bereits durch relativ einfache Zeichen dargestellt wurden, während auf die seltener vorkommenden Buchstaben meist zusammengesetzte Zeichen (gebildet mit den Punkten 3, 6 bzw. 3 und 6) entfielen.
Man wandte ferner ein, daß das System nicht mathematisch konsequent aufgebaut sei. Das 7. Zeichen der 1. Reihe müsse die 10. Stelle erhalten, und die 4. Reihe des Alphabets (durch Hinzufügen des Punktes 6 gebildet) müsse mit der 3. Reihe (durch Hinzunahme der Punkte 3 und 6 entstanden) ausgetauscht werden. — Wir Deutschen können dankbar sein, daß Braille diesen Forderungen nicht entsprochen hat; denn das E, der häufigste Buchstabe der deutschen Sprache, müßte dann durch ein

dreipunktiges Zeichen dargestellt werden, und die Punktzahl weiterer veränderter Buchstaben würde sich wesentlich erhöhen.
In Amerika, England und Deutschland wurden gleichfalls Versuche zur Veränderung der Braille-Punktschrift unternommen. Die wichtigsten, die wir nachstehend darstellen wollen, können wie folgt gruppiert werden:

a) Anordnung der Schriftzeichen nach dem Grundsatz der Häufigkeit: Als im Jahre 1860 die Punktschrift an der Missouri-Anstalt in den USA eingeführt wurde, geschah dies mit zwei wesentlichen Änderungen. Dr. Rouss, Erfinder des „New Yorker Systems", ordnete die Buchstaben so an, daß die häufigsten Buchstaben der englischen Sprache die kleinste, die seltener vorkommenden Buchstaben die größere Punktzahl erhielten. Er gab dem Sechs-Punkte-Feld eine waagerechte Lage, um die Möglichkeit der Raumersparnis ausnutzen zu können. Dadurch verringerte sich die Buchstabenhöhe um ein Drittel, und für die 11 häufigsten Zeichen brauchte man nur die Punkte der linken und mittleren Reihe. Der Abstand der einzelnen Zeichen mußte aber vergrößert werden, und die Erfassung in der waagerechten Grundform angeordneter, vielpunktiger Zeichen war erschwert.

   Eine Änderung der Punktschrift Louis Brailles nach dem Häufigkeitsprinzip nahm auch J. W. Smith, Boston, in seinem „Amerikanischen System" vor. Er behielt aber das aufrecht stehende Sechs-Punkte-Feld bei.

   Neben beiden Schriftsystemen verbreitete sich in Amerika auch die Braille-Punktschrift in ihrer ursprünglichen Form.

   In Deutschland schlug als erster Hensgen um 1850 der Dürener Blindenanstalt ein System vor, das die Auswahl der Punktschriftzeichen nach der Häufigkeit der Buchstaben der deutschen Sprache vorsah. Es wurde jedoch nicht eingeführt, „weil die vorgesetzte Behörde Lesen und Schreiben in den Blindenanstalten für eine Sache von untergeordneter Bedeutung erklärt hatte".

   St. Marie, Leipzig, trat 1868 mit einem Schriftsystem an die Öffentlichkeit, dessen Zeichen ebenfalls nach dem Häufigkeitsprinzip ausgewählt waren. Er legte seinen Vorschlag dem auf dem I. Blinden-

lehrerkongreß gegründeten „Komitee zur Prüfung der Schreib- und Lesefragen für Blinde“ vor, das ihn überarbeitete. Es ordnete die Buchstaben in vier Reihen systematisch an. Das folgende Beispiel zeigt die ersten 10 Buchstaben:

e n r i d l u g f p

Wir berichteten bereits, daß das zunächst von 14 Blindenanstalten akzeptierte „Deutsche System“ 1879 der internationalen Einheitlichkeit halber wieder verworfen wurde.

b) Angleichung der Punktschriftzeichen an die Buchstabenformen der Sehenden:
Schon im Jahre 1835 führte Abbé Carton, Brügge, den Plan aus, die Punktschriftzeichen so zu gruppieren, daß ihre Form den typographischen Buchstaben der Sehenden ähnelte. Dafür nachstehend ein Beispiel:

a b e i l f

Da das Vorhaben nur in einigen Fällen gelang, wurde das System bald durch die ursprüngliche Punktschrift Louis Brailles verdrängt.
Ein ähnliches Punktschriftsystem entwarf der portugiesische Augenarzt Mascaro. Es wurde auf dem Blindenlehrerkongreß in München 1895 vorgeführt, fand aber keine größere Beachtung; denn auch Mascaro konnte das Problem der Angleichung der Punktschrift an die Schriftzeichen der Sehenden nicht lösen.
Am nächsten kam dem Ziel die Schrift von Nouet-Cantonnet, die im Jahre 1922 dem Nationalen Kongreß zur Verbesserung des Loses der

Blinden in Paris vorgelegt und als Ergänzung zum Braille-System zum Zwecke der Korrespondenz zwischen Blinden und Sehenden empfohlen wurde. Die aus 9 Punkten bestehende Grundform ließ eine Punktanordnung zu, die den Schriftzeichen der Sehenden weitgehend glich.

PUNKTSCHRIFT
(SYSTEM NOUET-CANTONNET)

a h m s

Beachtung verdient auch der 1864 veröffentlichte Versuch Köchlins, die Punktschriftzeichen durch Striche darzustellen.

KÖCHLIN-SCHRIFT

d e g n

Dadurch sollte vor allem erwachsenen Blinden das Erlernen der Punktschrift erleichtert werden.
Eine auf dem System St. Marie aufgebaute Buchstaben- und Noten-

schrift, die aus Punkten und Strichen und deren Kombination bestand, legte schließlich der blinde Musiklehrer Anton Petzelt, Wien, vor. Sein System fand in der Praxis aber gleichfalls keine Anerkennung.

c) Anordnung der Punktschriftzeichen nach dem Prinzip der Phonetik: Einen Versuch, die Punktschrift der Tätigkeit der Sprechwerkzeuge anzupassen, unternahm der Musiklehrer E. Krähmer, München. Auf der Grundform Brailles aufbauend, verwandte er für Selbstlaute (auch Umlaute) symmetrische Punktgruppen, für Gaumenlaute die gebrochene Linie usw.

Punktschrift (System Krähmer)

ö ü o u

g k q

Es gelang ihm jedoch nicht, das Prinzip konsequent zu verwirklichen. Das System konnte sich deshalb nicht durchsetzen.

d) Vereinfachung durch Verringerung der Punktzahl:
Im Jahre 1927 legte Messerklinger, München, eine auf drei Punkte reduzierte Schrift vor. Durch verschiedene Größe der Punkte konnte er so viele Zeichen bilden, daß es möglich war, ein Schriftsystem aufzubauen.

Alle Änderungsversuche vermochten nicht den Siegeszug der Braille-Punktschrift aufzuhalten oder diese gar zu verdrängen; denn durch die

Berücksichtigung eines bestimmten Grundsatzes handelte man stets erhebliche Nachteile wie schlechte Lesbarkeit und Darstellbarkeit ein. Das genial erdachte System Louis Brailles, das sich bis heute in fast unveränderter Form erhalten hat, hat sich als anpassungs- und ausbaufähig erwiesen. Es kann durch nichts Besseres ersetzt werden.

Die Weiterentwicklung der Braille-Punktschrift

Bei den folgenden Ausführungen beschränken wir uns vor allem auf die Situation und Entwicklung im deutschen Sprachgebiet. Um sie richtig einzuschätzen, müssen wir jedoch von den internationalen Bestrebungen zum Ausbau des Braille-Systems und deren Ursachen ausgehen.

Die deutsche Blindenkurzschrift

Das Bemühen nach Verkürzung der Schrift, um sie schneller lesen und schreiben zu können, um Raum und Papier zu sparen, ist so alt wie die Punktschrift selbst. Charles Barbier schlug schon 1820 vor, häufige Lautverbindungen, Vor- und Nachsilben der französischen Sprache zu kürzen. Er fand aber nicht die Zustimmung der Lehrer des Pariser Blindeninstituts; denn sie befürchteten, die Rechtschreibung könne dadurch leiden.
Da die französische Sprache eine Reihe von Akzenten besitzt, die eine Anzahl zusätzlicher Zeichen des Sechs-Punkte-Feldes belegen (siehe Abbildung des französischen Alphabets!), war die Entwicklung einer französischen Blindenkurzschrift relativ schwierig. In der deutschen Sprache lagen die Verhältnisse günstiger. Von den 63 Zeichen der Punktschriftzelle wurden nur 26 durch die Buchstaben des Alphabets und 12 durch Satzzeichen beansprucht. W. Lachmann, der Gründer der Blindenanstalt Braunschweig, schlug daher in seiner „Ektypographie" 1854 vor, einen Teil der freien Zeichen zur Kürzung von Lautverbindungen zu benutzen. Diesem Vorschlag folgte Flemming, der Gründer der Blindenanstalt Hannover (Sohn des Gründers der Dresdener Blin-

denanstalt), der um 1860 etwa ein Dutzend Lautverbindungen in das deutsche Braille-Alphabet einführte, welche wir teilweise noch heute verwenden (au, eu, äu, ei, ch, sch). Flemmings Kürzungsbestrebungen hielten sich in bescheidenen Grenzen. Dennoch sind sie als Vorversuch für eine deutsche Blindenkurzschrift zu betrachten.

Bei der Entwicklung brauchbarer Kurzschriftsysteme aus der Braille-Punktschrift spielten Blinde eine entscheidende Rolle. In England, wo die ökonomischen Verhältnisse die Forderung nach beschleunigtem Lesen und Schreiben der Blindenschrift begünstigten, hatte man bereits um 1850 brauchbare Systeme der Relief-Linien-Kurzschrift geschaffen. Im Jahre 1871 erschien das erste aus der Braille-Punktschrift entwickelte englische Kurzschriftsystem, das der Blinde Dr. Armitage gemeinsam mit fünf Nichtsehenden erarbeitet hatte. Sein System fand bald große Verbreitung. Im Jahre 1885 gab es keine englische Blindenanstalt mehr, die die Kurzschrift nicht lehrte.

In Frankreich legte der Blinde Maurice de la Sizeranne 1883 eine systematische Blindenkurzschrift vor, die in drei Stufen gegliedert war.

In Deutschland veröffentlichte der blinde Lehrer Christian Krohn, Kiel, 1880 in der in Bromberg erscheinenden Zeitschrift „Die Rundschau“ sein Kurzschriftsystem, das aus 103 Zeichen bestand. 1882, auf dem IV. Blindenlehrerkongreß in Frankfurt am Main, legte Krohn sein System vor. Eine Kommission erhielt den Auftrag, es zu prüfen und weiter auszubauen. Angeregt durch die Arbeit Krohns, schuf Blindenlehrer Mohr, Kiel, durch die Zählung eines 6000 Wörter umfassenden Materials die Grundlage zur Auswahl der Kürzungen nach ihrer Häufigkeit. Das System Krohns, an dessen Verbesserung ständig gearbeitet wurde, stand auf den nächsten drei Blindenlehrerkongressen immer wieder zur Diskussion. Aber erst auf dem Münchener Kongreß 1895 wurde es als „Deutsche Blindenkurzschrift“ angenommen. Die Raumersparnis beim Gebrauch dieser Kurzschrift wurde auf 25—30%, die Kostenersparnis beim Punktdruck auf 25% geschätzt.

Nach Erscheinen des Kaedingschen Häufigkeitswörterbuches (1898) erfuhr das System durch die Kurzschriftkommission einige geringfügige Änderungen. Die neue deutsche Blindenkurzschrift wurde auf dem Blindenlehrerkongreß in Halle 1904 endgültig bestätigt.

1906 erschien die erste Auflage des „Regelbuch und Wörterverzeichnis der deutschen Blindenkurzschrift". 1908 wurde die erste Kurzschriftfibel gedruckt, der inzwischen zahlreiche weitere Lehrbücher gefolgt sind. 1923 gab Dr. Carl Strehl, Marburg, den „Systematischen Leitfaden zum Gebrauch der deutschen Blindenkurzschrift" heraus, der alle Regeln zusammenfaßte und mit Beispielen versah.
Das System der deutschen Blindenkurzschrift gliedert sich in 27 Laut- und Silbenkürzungen, in 8 gekürzte Vor- und Nachsilben, in 56 einformige und 112 zweiformige Wortkürzungen sowie in eine Anzahl willkürlicher Kürzungen. In 10 Regeln sind die Gesichtspunkte über die Wahl und Anwendung der Kürzungen zusammengefaßt. Die Bildung zusammengesetzter Wörter und Kürzungen erfolgt nach 5 Hauptregeln mit Hilfe des Bindestriches (Punkt 3, 6) und des Punktes 2.
Seither wird die deutsche Blindenkurzschrift in Deutschland, in Österreich und in der deutschsprachigen Schweiz in fast unveränderter Form gebraucht. Der größte Teil der Punktschriftliteratur wird heute in Kurzschrift gedruckt. In der Deutschen Demokratischen Republik wird die Blindenkurzschrift vom vierten Schuljahr an gelehrt.
Die ökonomische Entwicklung und die gesellschaftlichen Veränderungen spiegeln sich auch in unserer Sprache wider. Im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution sind neue Begriffe entstanden, die man vor 60 Jahren nicht kannte. Andere Wörter haben einen Bedeutungswandel erfahren, der die Häufigkeit ihres Auftretens beeinflußt. Aus diesem Grunde sind seit etwa 1900 Bestrebungen zur Reform der deutschen Blindenkurzschrift im Gange, deren Intensität stetig zunimmt.
Angeregt durch Artikel in den Zeitschriften „Die Blindenwelt" und „Die Gegenwart", wurde unter Federführung der Blindenstudienanstalt Marburg der „Erste Entwurf zur Reform der deutschen Blindenkurzschrift" erarbeitet und im Oktober 1953 an Fachleute und Einrichtungen des deutschen Blindenwesens versandt. Es wurde um Prüfung der Vorschläge und um eigene Anregungen gebeten. Im Dezember des gleichen Jahres konstituierte sich daraufhin die Kurzschriftkommission der Deutschen Demokratischen Republik, die aus Mitarbeitern der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig und aus Blindenlehrern bestand. Die Marburger Reformvorschläge, die eine Erweiterung des Kürzungs-

bestandes von 203 auf 399 vorsahen – meist handelt es sich um Wortkürzungen aus der Deutschen Einheitsstenografie für Blinde – und die auf den Grundsatz der Eindeutigkeit weitgehend verzichteten, wurden erwartungsgemäß überall zurückhaltend aufgenommen. Im „Beitrag zur Reform der deutschen Blindenkurzschrift“ vom Mai 1954 nahm die Kurzschriftkommission der DDR zum Marburger Reformentwurf Stellung und schlug zahlreiche Änderungen vor. Auch ein zweiter und dritter Reformvorschlag aus Marburg (1956 und 1957) wurden von ihr geprüft. Die Fachdiskussionen im deutschen Sprachgebiet zeigten jedoch, daß über die Notwendigkeit und den Umfang der Reform der deutschen Blindenkurzschrift keine Einigkeit herrschte. Um das Problem wurde es zunächst wieder still.

Neue Impulse und Aspekte erhielten die Bestrebungen zur Kurzschriftreform durch die Entwicklung eines Verfahrens in den USA, das es gestattete, Texte mit Hilfe einer elektronischen Datenverarbeitungsanlage unter Einsparung von Fachkräften vom Schwarzdruck in Blindenkurzschrift zu übertragen. Am Institut für angewandte Mathematik der Universität Hamburg bildete sich 1963 ein Arbeitskreis, der ein entsprechendes Programm für die deutsche Blindenkurzschrift entwickelte. Dabei zeigte sich, daß eine elektronische Großrechenanlage nicht ohne weiteres in der Lage war, die deutsche Blindenkurzschrift in ihrer bisherigen Form regelgetreu zu übertragen. Deshalb wurden von Fachleuten (Dr. van der Mey, Peter Seibt, Karl Britz u.a.) neue Reformvorschläge unterbreitet, die von der Kurzschriftkommission der Bundesrepublik Deutschland gesichtet und veröffentlicht wurden. Im Mai 1967 und im April 1968 tagten Vertreter der Organe und Einrichtungen des Blindenwesens beider deutscher Staaten, Österreichs und der Schweiz in Marburg, um unter Vorsitz von Prof. Dr. Dr. Carl Strehl eine Blindenkurzschrift zu konzipieren, die folgende Forderungen erfüllen sollte:

a) Das System ist so zu vereinfachen, daß es einem Computer mit möglichst geringer Ausstattung gerecht wird.
b) Das veränderte System muß gewährleisten, daß die Lesbarkeit der bisher in deutscher Blindenkurzschrift gedruckten Literatur erhalten bleibt.
c) Das neue System soll leicht erlernbar und darstellbar sein.

Alle Vertreter stimmten in der Auffassung überein, daß die Einheitlichkeit der Blindenkurzschrift im deutschen Sprachgebiet gewahrt werden müsse. Da über den Umfang der Reform noch keine Einigung erzielt werden konnte, beschloß die zweite Konferenz der erweiterten Kurzschriftkommission die Erarbeitung zweier Varianten, die einem größeren Kreis Blinder und Sehender zur Beurteilung vorgelegt werden sollen. Ferner wurde empfohlen, die in der DDR begonnenen experimentellen Untersuchungen über die Lesbarkeit der veränderten Kurzschrift fortzusetzen.

Die Systeme der Blindenstenografie

Die heute benutzten Systeme der Blindenkurzschrift erreichen die Verkürzung der Wortbilder durch Laut-, Silben- und Wortkürzungen, nicht aber durch die Vereinfachung der Schriftzeichen. Sie sind daher keine „Kurzschriften" im eigentlichen Sinne. Sie wurden auch nicht geschaffen, um schnelleres Schreiben zu ermöglichen, sondern ihre Hauptziele waren schnelle Lesbarkeit und Raumersparnis.
Die Bestrebungen zur Schaffung einer Kurzschrift, mit deren Hilfe man Notizen und andere Schriftsätze rasch fixieren konnte, gingen vor allem von blinden Akademikern und Studenten aus. (Die Masse der Nichtsehenden, in Deutschland bis 1914 noch in handwerklichen Berufen tätig, schrieben mit der Tafel und begnügten sich mit der deutschen Blindenkurzschrift.) Erste Vorversuche zur Entwicklung einer Blindenstenografie sind uns von Dr. Grosse (1867), R. Hauptvogel (1912), Kopriva-Schludermann und H. Zakrczewski (1918) bekannt. Die Frage der Entwicklung einer allgemein geeigneten Blindenstenografie wurde aber erst durch die Erschließung des Stenotypistenberufes für Blinde aktuell. Schon vor dem ersten Weltkrieg hatte Oskar Picht, Direktor der Blindenanstalt Berlin-Steglitz, eine Punktschrift-Stenografiermaschine konstruiert, die es gestattete, die Zeichen ohne Rücksicht auf Anzahl und Anordnung der Punkte simultan in einem Papierstreifen zu prägen. Die Erarbeitung brauchbarer Stenografiersysteme blieb zunächst den Ausbildungsstätten für blinde Stenotypisten überlassen.

Als Ergebnis achtzehnjähriger Unterrichtserfahrung erschien im Jahre 1932 die „Stenographie für blinde Stenotypisten“ aus der Kriegsblindenschule Geheimrat Silex, Berlin. Sie enthielt vorwiegend Silben- und Wortkürzungen. 1934 veröffentlichte Dr. Emil Freund seine „Marburger Schnellschrift“. Diese arbeitete vor allem mit der Auslassung von Lauten, Lautfolgen, Silben, Wörtern und Redeteilen, die beim Wiederlesen aus dem Satzzusammenhang erkannt werden. Geeignete Stenografiermaschinen wurden in Berlin und Marburg hergestellt. Die Stenotypistenausbildung war um diese Zeit bereits von zahlreichen Blindenschulen des deutschen Sprachgebietes übernommen worden. (Im Jahre 1926 verließ die erste Stenotypistin die Blindenanstalt Chemnitz.) Die Ausbildungsstätten forderten die Schaffung einheitlicher Lehrmaterialien, um die Vorbereitung auf den neuen „Blindenberuf“ besser zu fundieren. In den Jahren 1941 bis 1943 wurden das Berliner und Marburger System zur „Deutschen Einheitsstenografie für Blinde“ zusammengefaßt. Das in Marburg gedruckte Lehrbuch besteht aus einer „Systematik“ mit Regel- und Sigelteil (1943), einer „Methodik“ mit Übungsbeispielen (1946) und einem Beiheft mit ergänzenden Kürzungen (1949). Die Deutsche Einheitsstenografie für Blinde, die nach Berechnungen von Wilhelm Heimers, Hannover, gegenüber der deutschen Blindenkurzschrift eine Raumersparnis von 36,4% bringt, ermöglicht blinden Stenotypisten die Aufnahme von Stenogrammen in der Geschwindigkeit von 200, im Höchstfalle von 260 Silben je Minute. Sie wird in den meisten Ausbildungsstätten der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz noch heute gelehrt.
Der Qualifizierung Blinder für die hohe stenografische Praxis waren jedoch noch immer objektive Grenzen gesetzt, da das Sechs-Punkte-Feld nur eine beschränkte Verkürzung der Schriftbilder gestattete. Es erwies sich als notwendig, Stenografiesysteme im Sieben- und Acht-Punkte-Feld zu schaffen, die die Kombinations- und Kürzungsmöglichkeiten wesentlich vermehrten. Schon im Jahre 1901 hatte man in Cambridge eine achtpunktige Braille-Schrift benutzt. Ähnliche Versuche, die man nach dem ersten Weltkrieg in der Blindenanstalt Berlin-Steglitz unternommen hatte, waren aufgegeben worden, da die Zeichen der Acht-Punkte-Schrift relativ schwer lesbar waren.

Der erste, der in Deutschland ein klar durchdachtes Stenografiesystem schuf, welches das Sechs-Punkte-Feld überschritt, war der Blinde Karlheinz Möbius, Leipzig. Seine „Deutsche Verhandlungsstenografie für Blinde unter Berücksichtigung der Tätigkeit in der Presse (System mit 7 Punkten)“ wurde 1949 in Leipzig gedruckt. Eine Kommission, die aus blinden Stenotypisten und Blindenlehrern bestand, überarbeitete das System und erprobte es in der Stenotypistenausbildung der Blindenschule Karl-Marx-Stadt. 1956 erschien die zweite verbesserte Auflage des Lehrbuches „Deutsche Verhandlungsstenografie für Blinde“ (System mit 7 Punkten)“. Das aus einem Regel- und Sigelteil bestehende Werk hatte die Aufgabe, das System auch den Stenotypisten der mittleren Praxis zugänglich zu machen. Der 7. Punkt erscheint in der Mitte unter den Punkten 3 und 6 der Grundform. Die charakteristischen Schriftbilder ermöglichen gute Lesbarkeit des Stenogramms. Das Sieben-Punkte-Feld hat folgende Gestalt:

1 ● ● 4
2 ● ● 5
3 ● ● 6
●
7

Die Sieben-Punkte-Stenografie, die auf einer geräuscharm arbeitenden Stenografiermaschine geschrieben wird, hat es befähigten Blinden ermöglicht, die Berufe des Protokollanten, Presse- und Verhandlungsstenografen zu ergreifen. Das System wird in der Deutschen Demokratischen Republik verbindlich gelehrt.

Für die Oberschüler der Klassen 9 und 10 sowie für andere Schreiber im Sechs-Punkte-Feld wurde 1961 das Lehrbuch „Stenografie für jedermann“ herausgegeben. Es ist mit einer Studienanleitung versehen, die es auch dem Autodidakten ermöglicht, später mühelos zur Sieben-Punkte-Stenografie überzugehen.

In der Bundesrepublik Deutschland ging man einen anderen Weg. Nach den Vorschlägen blinder Stenotypisten und der Arbeitsgemeinschaft zur Schaffung einer Deutschen Einheitsstenografie für Blinde veröffentlichte die Blindenstudienanstalt Marburg 1952 den „Entwurf einer Erweite-

Punktschriftbeispiel

ein gutes Arbeitsergebnis

Blindenvollschrift deutsches Alphabet

deutsche Blinden-kurzschrift

Einheitsstenografie für Blinde mit 6 Punkten

Deutsche Verhandlungsstenografie für Blinde System mit 7 Punkten

Deutsche Einheitsstenografie für Blinde, erweitert durch die Punkte 7 und 8

rung einer Deutschen Einheitsstenografie für Blinde unter Hinzunahme der Punkte 7 und 8“. Als Ergebnis mehrfacher Verbesserungen erschien 1961 das Werk „Deutsche Einheitsstenografie für Blinde, Teil III: Erweiterung der Systematik durch die Punkte 7 und 8“. Das Acht-Punkte-Feld zeigt folgende Form:

1	●	●	4
2	●	●	5
3	●	●	6
7	●	●	8

Das System setzt die Kenntnis der Deutschen Einheitsstenografie für Blinde (mit 6 Punkten) voraus. Es stellt relativ hohe Anforderungen an den Schreiber und ist wohl deshalb trotz seines systematischen Aufbaus bisher wenig verbreitet.
In der Praxis bewährt sich sowohl das System mit 7 als auch das mit 8 Punkten, da beide die Schriftbilder wesentlich verkürzen und befähigten Blinden hohe stenografische Leistungen ermöglichen. Die Kürzungsmöglichkeiten der deutschen Blindenkurzschrift und der Stenografiesysteme zeigt das folgende Beispiel:

Die Musikschrift für Blinde

Der Beruf des Musikers gehört zu den ältesten Blindenberufen. Berichte und Bilder zeugen von blinden Sängern des Altertums und Mittelalters.
Die älteste uns überlieferte Notenschrift wurde 1732 von einem blinden Organisten in Arnheim (Holland) erfunden und benutzt. Aus Spielkarten ausgeschnittene geometrische Formen ergaben, auf Pappe geklebt, die verschiedenen Notenwerte. Auch die berühmte Sängerin und Pianistin Maria Theresia von Paradis (1759–1824), Valentin Haüy, Johann Wilhelm Klein und Charles Barbier schufen Notenschriften, die sich mehr oder weniger eng an die Darstellung der Sehenden anlehnten.

Etüde

Lento, ma non troppo (♪= ca 60)

Frédéric Chopin

46

p

legato

Das erste brauchbare Punktschrift-Notensystem schuf Louis Braille. Er arbeitete jahrelang an der Verbesserung seines Systems, bis er es im Jahre 1834 der Öffentlichkeit übergab. Die Grundskala, aus Achtelnoten bestehend, wird durch die Symbole der Braille-Schrift d, e, f, g, h, i, j bezeichnet. Durch Hinzufügen eines oder zweier Punkte der Unterreihe ergeben sich Viertel-, halbe und ganze Noten. Die Tonhöhe wird durch 7 „Oktavzeichen" vorgegeben. Intervallzeichen ermöglichen es, von jedem Akkord nur die Hauptnote zu schreiben. Der blinde Musiker muß die Noten auswendig lernen.
Da die Braille-Notenschrift viele Mängel aufwies, verbesserte sie der Systemschöpfer ständig. Auch in den Ländern, in denen das System nach und nach Eingang fand, nahm man zahlreiche Änderungen vor.
Auf dem VI. Blindenlehrerkongreß in Köln (1889) nahmen Frankreich, Deutschland, England, Österreich und Dänemark ein einheitliches Musikschriftsystem an. Die Beschlüsse des Kongresses waren aber den meisten blinden Musikern unzugänglich und wurden wenig bekannt. Durch die wachsenden Anforderungen an den Musikerberuf und die Kompositionen moderner Tonsetzer machten sich immer wieder Reformen des Musikschriftsystems erforderlich. Als Neuerer traten in Deutschland besonders die Blinden Tiebach, Berlin, Ernst Haun, Dresden, Alexander Reuß, Schwetzingen, sowie Schulrat Brandstaeter, Königsberg, und Tony Mahler, Leipzig, hervor. Der II. Blindenwohlfahrtskongreß in Königsberg nahm 1927 ein erweitertes und verbessertes Musikschriftsystem an. Die nächste Aufgabe, an der Sachverständige aus Deutschland, England, Schweden und den USA schon seit 1912 arbeiteten, bestand darin, die unterschiedliche Schreibweise der Noten in den einzelnen Staaten zu beseitigen. Unter Vorsitz von G. L. Raverat beschloß der Internationale Kongreß in Paris 1929 die Annahme des Musikschriftsystems „Notation Musicale Braille". Es wurde von 14 Staaten eingeführt. 1930 erschien es in einer französischen, 1931 in einer deutschen Ausgabe.
Die Weiterentwicklung der modernen Musik und die Fortschritte im Blindenwesen – vor allem der Staaten Afrikas und Asiens – nach dem zweiten Weltkrieg erforderten den weiteren Ausbau und die Vereinheitlichung der Blindennotenschrift. Im Jahre 1954 fand unter der Schirmherrschaft der UNESCO und des Weltrates für die Blindenwohlfahrt

eine Internationale Notenschriftkonferenz wiederum in Paris statt, auf der besonders Probleme des einheitlichen Notendruckes besprochen wurden. Der bekannte englische Musiklehrer und Organist H. V. Spanner erhielt den Auftrag, das bisher verwendete System nach den Pariser Beschlüssen umzuarbeiten. Das „Revidierte Internationale System der Braille-Musikschrift“ wurde 1956 veröffentlicht. Nach mehrfachen Verbesserungen wird es heute in den englisch und spanisch sprechenden Staaten gebraucht.
Da die Reformwünsche Deutschlands und anderer Staaten im System jedoch nicht genügend berücksichtigt worden waren, trafen sich 1964 in Warschau die Vertreter der Deutschen Demokratischen Republik, der Volksrepubliken Polen, Ungarn, Rumänien und Bulgarien, der ČSSR, der UdSSR und der Föderativen Republik Jugoslawien, um ein eigenes internationales Braille-Musikschriftsystem zu schaffen. Die Arbeiten wurden auf den Konferenzen in Leipzig, Prag und Moskau fortgesetzt. Sie führten zur Schaffung des „Kontinental-Europäischen Musikschriftsystems“, das heute über den größten Teil Europas verbreitet ist.

Weitere Punktschriftsysteme für Blinde

Der Ausbau des Braille-Systems erstreckte sich auch auf die Darstellung mathematischer und chemischer Symbole. Braille hatte zwar in sein System mathematische Grundzeichen eingebaut; diese reichten aber nur für den Rechenunterricht der Blindenschule aus. Vor allem die blinden Akademiker brauchten eine mathematische Schrift, die höheren Anforderungen entsprach.
Die ersten Systeme der Mathematik- und Chemieschrift schufen Taylor in England und Schlüter, Neuwied. Letzterer legte seine Schrift dem Blindenlehrerkongreß in Hamburg (1907) vor. Sie erfüllte aber die Aufgabe einer möglichst kurzen und doch übersichtlichen Darstellung noch nicht in genügender Weise. Angeregt vom Verein der blinden Akademiker Deutschlands e. V., fand daher im Jahre 1916 in Leipzig eine Konferenz „aller Interessenten an der Herstellung fachwissenschaftlicher Blindenschriftwerke“ statt. Dort wurde eine „Kommission für

exakte Wissenschaften“ gebildet, die sich auch mit der Entwicklung einer geeigneten Mathematik- und Chemieschrift für Blinde zu befassen hatte. Ihr gehörten die Blinden Dr. Mittelsten Scheid und Dr. Windau an. Die erste Fassung des „System der Mathematik- und Chemieschrift für Blinde“ erschien in Marburg 1919. Ihr folgten 1921 die zweite und 1930 die dritte Auflage. Eine weitere Verbesserung erfuhr das System 1960 in Hannover.
Die Schrift ermöglicht es, Zahlen, Buchstaben verschiedener Alphabete, Rechenzeichen, Klammern, arithmetische und geometrische Symbole sowie Strukturformeln der Chemie darzustellen. Nach dem System wird im Mathematik- und Chemieunterricht der Blindenschulen beider deutscher Staaten gearbeitet. In anderen Ländern werden unterschiedliche Mathematikschriftsysteme verwendet.
Der rapide Fortschritt der Naturwissenschaften und die wachsende Zahl blinder Wissenschaftler in der Welt lassen in neuer Zeit immer stärker den Wunsch nach einer einheitlichen Mathematikschrift laut werden, die den gesteigerten Anforderungen gerecht wird und auf alle Sprachen übertragbar ist. Diese Aufgaben erfüllt das von den Japanern Reiko Ito und Ikuzo Ozeki (Tokio, 1961) entwickelte System, das der zuständigen Kommission im Weltpunktschriftrat unter der Leitung von Prof. Morin, Paris, zur weiteren Bearbeitung zugeleitet worden ist.
Die Ausbaufähigkeit der Braille-Punktschrift wurde durch die Schaffung weiterer Systeme, wie phonetische Umschriften, Schachschrift, Strickschrift und Schaltschrift für Elektroamateure, bewiesen, die sich im Blindenwesen bewährt haben.

Die Punktschrift im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution

Nach mehr als hundertjähriger Bewährung ist heute die Punktschrift Louis Brailles für das Blindenwesen bedeutungsvoller denn je. Ihr Wert für die Geistesbildung der Blinden wird von Nichtsehenden und Sehenden vorbehaltlos anerkannt. Sie ist dem Schüler und Lernenden ein unentbehrliches Hilfsmittel zum Erwerb schulischer und wissenschaft-

licher Kenntnisse; sie ist eine wichtige Voraussetzung für die Bewährung des Blinden im Beruf und im gesellschaftlichen Leben; sie ist für ihn der Schlüssel zu den Schätzen unserer Kultur.

Im Zeitalter der Industrialisierung und Automation erfährt die Entwicklung des Blindenwesens und die Verbesserung der gesellschaftlichen Stellung der Blinden starke Impulse durch internationale Zusammenarbeit. Der Weltrat für die Blindenwohlfahrt (gegründet 1951 in Paris) bietet dafür die geeignete Plattform. Eines seiner wichtigsten Arbeitskomitees ist der Weltpunktschriftrat. Unter Einbeziehung namhafter Fachleute arbeitet er Empfehlungen für die Verbreitung, Vereinheitlichung und Vervollkommnung der Braille-Punktschrift aus. Der 1948 von Sir Clutha Mackenzie erarbeitete „World Braille Code“ schuf eine wichtige Grundlage für die Übertragung des Braille-Systems auf die vielfältigen Sprachen der Völker Afrikas und Asiens.

Die Mitgliedschaft des Allgemeinen Deutschen Blinden-Verbandes im Weltrat für die Blindenwohlfahrt (seit 1967) gibt auch den Organen und Einrichtungen des Blindenwesens der Deutschen Demokratischen Republik die Möglichkeit, unmittelbar an der Lösung der humanistischen Aufgaben mitzuwirken, zu denen auch die Verbreitung und der weitere Ausbau der Punktschrift gehören.

Der Blinde und das Buch – Zu Prinzipien und Formen der Buchauswahl in der DZB

Im Prinzip ist das Verhältnis des blinden Menschen zum Buch nicht anders als das des Sehenden. Das Buch ist für ihn genauso Schulbuch, Lehrbuch, Wissensspeicher und Mittel zur Bildung und Unterhaltung wie für alle Bürger, nur die Wege der Vermittlung und der Aufnahme sind andere, z. B. taktil oder akustisch, jedenfalls nicht optisch.

Daraus ergibt sich, daß im Bestandsaufbau unserer Bücherei kein grundsätzlicher qualitativer Unterschied zu den allgemeinbildenden und zu den wissenschaftlichen Bibliotheken besteht, deren beider Typ in unserer Bücherei vereint ist.

Aufgabe der Büchereien der DDR, also auch der DZB, ist es, den großen Bildungsprozeß zu fördern, der erstmalig alle Schichten unseres Volkes erfaßt hat. Unser sozialistisches Schulwesen führt die Mehrheit der Schüler bis zur 10. Klasse; unsere Betriebe bemühen sich um die Qualifizierung ihrer Mitarbeiter in Zirkeln, Betriebsakademien oder durch Fernstudium. Hier liegt ein Herzstück der Kulturpolitik unserer Regierung: die Bereitschaft zum Lernen zu wecken und die Einrichtungen zu fördern, die dieses Lernen ermöglichen. Die Ausstrahlung wirkt weit in das gesamtgesellschaftliche System des Sozialismus hinein, denn ohne qualifizierte Menschen sind die großen Umwälzungen auf den Gebieten der Wirtschaft, der Wissenschaft und Technik nicht möglich. Zum Bildungsprozeß gehört auch, daß alle Menschen Besitz ergreifen können von den kulturellen Schätzen der Nation, von denen niemand mehr ausgeschlossen ist. Über das rezeptive Aneignen hinaus geht das Bestreben dahin, alle schöpferischen Kräfte zu wecken und Wege künstlerischer Selbstbetätigung zu erschließen.

Die Arbeit der DZB ist durchdrungen von dieser kulturpolitischen Ziel-

stellung aller Bibliotheken. Der Vorrang der Wissenvermittlung und Bildung vor der Unterhaltung hat in unserer Plangestaltung dazu geführt, daß der Anteil an Sachbüchern in Punktschrift beachtlich gestiegen ist. In der handschriftlichen Übertragung ist gegenwärtig das Verhältnis der Sachliteratur zur schönen Literatur (einschließlich Kinder- und Jugendbuch) 50:50, im Verlag ist es sogar etwa 85:15. Trotz der Übereinstimmung im Grundsätzlichen gibt es im einzelnen erhebliche quantitative Unterschiede zwischen dem Buchbestand der DZB und dem anderer Bibliotheken. Sie ergeben sich zum Teil aus den Grenzen der blindentechnischen Herstellung, wir haben z. B. keine Wiedergabemöglichkeit für Bilder, Graphiken und Gemälde und nur eine begrenzte für Tabellen, Statistiken und Abbildungen; darum legen wir auf eine lebendige Darstellung der Bücher so viel Wert, weil sie es dem Blinden ermöglicht, aus dem Wort eine vielseitige Vorstellung der Welt aufzubauen – zum Teil werden unserer Auswahl an Lehrbüchern und wissenschaftlichen Büchern Grenzen gesetzt durch die für den Blinden geeigneten Berufe. Es ist eine Tatsache, daß unser Buchbestad verschiedene Gebiete der wissenschaftlich-technischen Revolution nicht berücksichtigen kann, deren Wichtigkeit der allgemeine Buchmarkt widerspiegelt, und wir uns dort auf populärwissenschaftliche informative Werke beschränken müssen. Diese Grenzen erweitern sich jedoch mit jedem neuerschlossenen Blindenberuf. Eine solche Erweiterung haben wir mit Freude bei der jüngsten Erprobung vom Berufe des Programmierers in der elektronischen Datenverarbeitung festgestellt. Mit der Herstellung des Handbuches „Robotron 300“ wurde ein ganzes Gebiet für uns buchmäßig eröffnet, denn weitere Werke über Mathematik, Datenverarbeitung und Matrizenrechnung werden folgen.
Unsere Bemühung geht dahin, in Zusammenarbeit mit Fachschulen und Fachgruppen der Blinden das Angebot an Sachliteratur für die berufstätigen Blinden, die ihre Kenntnisse erweitern wollen, möglichst breit zu gestalten. Zur Zeit wird z. B. das Fachbuch „Grundlagen der Heilmassage“ von A. F. Werbow ausgeliefert; es werden die neu gefaßten Rechts- und Gesetzbücher für die blinden Juristen und entsprechend dem Perspektivplan jährlich weitere Sprachlehrbücher und Wörterbücher gedruckt; nach den vier Weltsprachen, die in großen Ausgaben

Blick in ein Punktschriftmagazin

mit je 40 000 Stichwörtern erscheinen, sind andere wesentliche europäische Sprachen in kleinerem Umfang mit 12 000 Stichwörtern vorgesehen. Wir haben ein Fremdwörterbuch gedruckt und sind vor dem großen Unternehmen nicht zurückgeschreckt, „Meyers Taschenlexikon A—Z“ zu drucken. Es wird übrigens 36 Bände haben.
Etwa 12% unserer Druckkapazität halten wir jährlich den Schulbüchern offen, bei denen ein Nachdruck naturwissenschaftlicher Titel jedesmal neue Übertragungsprobleme aufwirft; denn unsere Blindenschulen sollen keine Abstriche vom allgemeinen Lehrplan machen. Die Bearbeitung der Titel erfolgt durch die Blindenlehrer, die die Lehrbücher blindenpädagogisch erschließen.
Im Bereich der Gesellschaftswissenschaften liegen die wichtigsten Werke der Klassiker des Marxismus-Leninismus in Druck vor; Lehrbücher über die marxistische Philosophie und die politische Ökonomie, die dem Grundstudium und dem Parteilehrjahr zugrunde liegen, werden unmittelbar nach Erscheinen der Schwarzdrucke bei uns nachgedruckt. Die „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ in 8 Bänden wurde handschriftlich übertragen und auf Tonband gesprochen. Nun wenden wir unsere Kraft der Vollendung der vierzigbändigen Ausgabe von Lenins Werken zu, die in etwa 3 bis 4 Jahren abgeschlossen sein wird. Diese Übertragung wird mehr als 400 Blindenschriftbände ergeben.

Über die Schul- und Fachbücher und berufsgebundene Literatur hinaus ergänzen wir ständig unser Angebot an populärwissenschaftlicher Literatur. Geplant sind für die nächste Zeit z. B. zwei Bücher über Mathematik, eine kurze Entwicklungsgeschichte des Lebens, Titel über Vererbung und medizinische Fragen, über Standardisieren und Rationalisieren sowie eine Reihe interessanter Reisebeschreibungen und in der Perspektive ein Buch über die Bionik. Der aufgeschlossene und interessierte Blinde soll durch diese Literatur die Möglichkeit haben, sich über die Entwicklung der wichtigsten Zweige von Wirtschaft, Wissenschaft und Technik informieren zu können.

Ein besonderes Anliegen ist es uns, der blinden Frau durch unsere Literatur zu helfen, ihren Lebensbereich leichter zu bewältigen. Unsere

Koch-, Back-, Mix- und Handarbeitsbücher, unsere Titel über Haushaltpflege, über Kindererziehung und pädagogische Fragen, über Hygiene und Kosmetik finden dankbare Leserinnen.

Wenn wir das bisher über die Sachliteratur Gesagte zusammenfassen, so können wir feststellen, daß wir unter Beachtung der allgemein geltenden Prinzipien für den Bestandsaufbau der öffentlichen Bibliotheken die Besonderheiten des blinden Menschen, seine konkreten Bedürfnisse und Wünsche, sein berechtigtes Verlangen nach Rehabilitation und Integration weitgehend berücksichtigen.

Kein Unterschied im Bestandsaufbau zwischen allgemeinbildenden Bibliotheken und unserer Bücherei gibt es im Bereich der schönen Literatur. Wir greifen mitten hinein in das reichhaltige Buchangebot der belletristischen Verlage der DDR, und da unsere Kapazität begrenzt ist — für Belletristik im Bereich von Tonband, Handschrift und Druck stehen etwa 50 000 Schwarzdruckseiten jährlich zur Verfügung —, so wählen wir sorgsam aus. Daß die Gegenwartsliteratur der DDR, der sozialistischen Länder und auch fortschrittlicher Autoren aus kapitalistischen Ländern sich elementar in den Vordergrund schiebt, hat einleuchtende Gründe. In ihr finden wir die Probleme unserer Zeit und die Konflikte der Menschen an unserer Seite. Sie hilft uns, unsere sozialistische Gesellschaft besser zu verstehen, zu erkennen, welches Stück wir vorwärtsgekommen sind, wo wir jetzt stehen und wohin unser Weg führt. So ist die Wirkung der besten Titel unserer jungen sozialistischen Nationalliteratur z.B. der Werke von Seghers, Strittmatter, Kant, Wolf, Heiduczek u.a. nicht nur oberflächlich unterhaltend, sie ist aktivierend, charakterbildend und bewußtseinsformend. Vielfältig sind im Bereich der ausgewählten Belletristik die Formen und Themen; alle Gattungen sind vertreten, die Nationalliteratur steht neben der Weltliteratur, die Gegenwartsliteratur neben dem Kulturerbe, das Abenteuerbuch neben dem Kriminalroman und dem historischen Roman. So kann jeder Leser seine Lieblingsthemen und bevorzugten Dichtungen bei uns finden. Daß wir bei der Auswahl der Hörbücher auch die Sprechbarkeit berücksichtigen müssen, ist eine Besonderheit dieses Zweiges unserer Buchproduktion.

Die Buchauswahl wird uns erleichtert, weil wir zu den wichtigsten Verlagen der DDR unmittelbare Verbindung haben. Das Gespräch am Messestand, das der Lektor zur Frühjahrs- und Herbstmesse mit den Mitarbeitern der Verlage führt, kommt einer Vorauswahl gleich, es hebt aus der unübersehbar großen Zahl der Neuerscheinungen des Buchmarktes die Titel heraus, die den Bedürfnissen unserer Bücherei besonders entsprechen. Darauf beruhen dann auch unsere Buchbestellungen. Es sei hier erwähnt, daß eine solche Form der Zusammenarbeit, bei der die Verlage nicht nur beratend wirken, sondern unserer Produktion auch kostenlos alle Arbeitsexemplare zur Verfügung stellen, für ein sozialistisches Land charakteristisch ist; in Westdeutschland gibt es heute noch Verlage, die den Hörbüchereien das Recht verweigern, die bei ihnen erschienenen Bücher auf Band zu sprechen. Daß sich auch Unterschiede in den Auswahlprinzipien für unsere drei Produktionszweige, dem Druck, der handschriftlichen Übertragung und der Lesung auf Tonband, ergeben, ist abhängig von den Besonderheiten jedes dieser Zweige.
An der Buchauswahl nehmen die Bibliothekare des Betriebes und Mitarbeiter der Abteilung Kultur teil, weil sie über praktische Erfahrungen verfügen und die Wünsche unserer Leser und Hörer kennen. Eine Kommission aus Vertretern des Ministeriums für Kultur, des ADBV, des Zentralinstituts für Bibliothekswesen, der Blindenschulen und der blinden Studenten bestätigt dann die Titelpläne für das nächste Jahr.

Nun möchten wir die Hauptperson einmal selbst zu Worte kommen lassen, den blinden Menschen, dem als Leser oder Hörer unserer Bücher unsere ganze Arbeit dient. Da unsere Bücherei nach dem Prinzip der Fernausleihe ihre Bücher versendet, hat sie nicht, wie die allgemeinbildenden Bibliotheken, die Möglichkeit zum Gespräch mit dem Publikum, in dem Rat und Empfehlung des Bibliothekars und Urteil und Einschätzung des Lesers sich wertvoll begegnen. Wieder müssen wir eigene Wege gehen. Die „Leipziger Bücherliste“, die der Monatszeitschrift „Die Gegenwart“ beigelegt wird, übernimmt die wichtige Aufgabe, unsere Leser und Hörer über die Neuerscheinungen unserer Produktion zu informieren und zu werben; sie ist zugleich unser Organ für

Marktforschung, denn in ihr stellen wir unsere Druckpläne vor, testen wir das Interesse für einzelne Titel und erbitten Antwort und Vorbestellung. Die eingehenden Briefe sind für uns wichtig als Resonanz auf unsere Fragen und auf unser ganzes Schaffen; sei es, daß wir durch sie auf Lücken hingewiesen, daß Vorschläge gemacht werden, oder sei es, daß wir Zustimmung oder kritische Hinweise für unsere Vorhaben erhalten. Darum wünschten wir uns noch viel mehr Briefe unserer Leser und Hörer. Wir sind für jedes Schreiben dankbar.
Auch Leserforen oder Buchbesprechungen helfen uns, für unsere Bücher zu werben, die Wünsche unserer Nutzer und die Ausstrahlung unserer Bücherei kennenzulernen. Hier haben wir unser Publikum von Angesicht zu Angesicht vor uns; darum sind diese Foren für uns so wichtig.

Höchste Wirksamkeit unserer Bücher, die zugleich maximale Ausnutzung der großen staatlichen Zuwendungen bedeutet, ist das Ziel bei der Buchauswahl der DZB. Verkaufs- und Ausleihanalyse des Verlages und der Bibliothek geben konkret Aufschluß über die Nachfrage; sie helfen auch, zielgerichteter zu werben und auszuleihen. Die Werbung hat in den letzten Jahren ihren Umfang beachtlich erweitert. Sie nutzt über die „Leipziger Bücherliste" hinaus alle unsere Zeitschriften einschließlich der gesprochenen, um unsere Bücher vorzustellen und Interesse für sie zu wecken.

Wie ein Blindenbuch entsteht

Die Abteilung zur Herstellung von Literatur in Blindenschrift ist vom traditionell notwendigen Arbeitsaufwand her personell am stärksten besetzt. Fast 50% unserer Mitarbeiter – und zwar vorwiegend Frauen – sind in irgendeiner Weise an dieser Produktion beteiligt.

Die Blindenschriftliteratur wird nach zwei verschiedenen Verfahren hergestellt. Wir wollen uns zunächst die sogenannte handschriftliche Übertragung ansehen.
Sicher ist der Ausdruck „handschriftlich" nicht richtig gewählt, denn in Wirklichkeit geschieht dies mit einer kleinen Blindenschreibmaschine, der Punktschriftbogenmaschine.
Dem Leser ist bekannt, daß sich die Buchstaben der Blindenschrift aus Punkten zusammensetzen, die mit Griffel und Schreibtafel oder mit der Punktschriftbogenmaschine in spezielles Papier eingeprägt und durch den tastenden Finger des Blinden erfühlt werden. In der ursprünglichen Form des Schreibens wird eine aufschlagbare Tafel verwendet, in deren unterem Teil die Grundformen mit den sechs Punkten in das Metall eingeprägt sind. Auf diese Metallplatte wird Papier gelegt und der an einem Scharnier befestigte obere Teil der Tafel darübergeklappt. (Siehe Abbildung auf Seite 24.)
In diesem oberen Teil der Tafel befinden sich ebensoviel ausgestanzte Löcher wie Grundformen im unteren Teil. Mit einem Stichel können nun von rechts nach links die Buchstaben seitenverkehrt in das Papier eingedrückt werden. Diese Form des Schreibens spielt heute in unserem Hause keine Rolle mehr, doch für den einzelnen Blinden ist sie nach wie vor von Bedeutung.

Schulanfänger beim Üben auf der Punktschriftbogenmaschine

Die Punktschriftbogenmaschine hat 7 Tasten, einschließlich der Leertaste, von denen jede einen Punkt der Grundform prägt. Im Gegensatz zur Schreibmaschine, die je Anschlag nur einen Buchstaben schreibt, werden hier durch gleichzeitigen Druck auf mehrere Tasten die Buchstaben dargestellt (Akkordanschlag). Das geht zum einen schneller als mit dem Griffel, und zum anderen wird hier normal von links nach rechts geschrieben, wodurch der Text sofort kontrolliert ist. Bei uns sind 12 Kolleginnen damit beschäftigt, auf diese Weise Bücher herzustellen. Es werden jährlich 80 000 bis 90 000 Seiten in Punktschrift geschrieben. Da wir bestrebt sind, unseren Nutzern eine gute Qualität zu bieten, macht es sich erforderlich, daß die geschriebenen Seiten korri-

Punzieren
Korrekturlesen

Druckautomat OM 1

Buchbinderei

giert werden. Das geschieht durch jeweils zwei Korrekturleser, einen sehenden und einen blinden. Während der Sehende das Original verfolgt, überprüft der Blinde den in Punktschrift übertragenen Text. Dieses Korrekturlesen erfordert viel Konzentration, da alle typografischen Besonderheiten des „Schwarzdrucks“ angegeben und alle ungeläufigen Begriffe in wissenschaftlichen Werken buchstabiert sowie anhand von Lexika auf ihre richtige Schreibweise überprüft werden müssen.
Auf diese Weise werden jährlich etwa 170 000 Seiten Korrektur gelesen. In der Korrekturabteilung finden wir aber nicht nur die handschriftlich übertragenen Bogen, sondern auch die beidseitig bedruckten Korrekturabzüge von punzierten Platten. Damit sind wir bei dem zweiten Verfahren der Blindenschriftherstellung, dem Punzieren. Das Wort „Punzieren“ ist der alten handwerklichen Blechbearbeitung, dem Punzen, entlehnt.
Um die Punkte ins Blech prägen zu können, bedarf es der Kraft eines starken Elektromagneten. Die durch den Punzierer hergestellten Matrizen bestehen aus gefalzten Weiß- oder Schwarzblechplatten, die beidseitig beschrieben werden. Beim Punzieren der zweiten Seite wird die Platte um ein Geringes verschoben, so daß die auf dieser Seite geprägten Punkte zwischen denen der ersten Seite zu stehen kommen.
Von diesen Matrizen können beliebig viele Abzüge hergestellt werden. Selbstverständlich – und das wurde bereits erwähnt – müssen auch auf diesen Platten Korrekturen ausgeführt werden. Während bei der handschriftlichen Übertragung irrtümlich gestanzte Punkte mit einem Stift eingedrückt werden, werden auf den Metallplatten diese Punkte ebengeschlagen. Wissenschaftliche Werke werden bis zu dreimal Korrektur gelesen. Nach Abschluß der Korrekturarbeiten kann der Druck beginnen. Unsere Druckerei befindet sich im Erdgeschoß des Mittelbaues. Dominierend in diesem Raum ist eine Schnellpresse vom Typ OM 1, diese Rotationsdruckmaschine wurde mit geringem Aufwand für den Blindendruck umgebaut.
Im Unterschied zu den Drucktiegeln, die sich ebenfalls in diesem Raum befinden und auf denen die punzierten Platten zwischen Gummiplatten „weich“ zusammengepreßt werden, wird auf der OM 1 „hart“ gedruckt. Als Unterlage dienen Messingplatten mit Rillen, in die sich die Punkte

einfügen und deshalb nicht zerdrückt werden. Auf der Schnellpresse werden speziell unsere Zeitschriften gedruckt. Diese Anlage ist effektiv, denn sie falzt unsere für Zeitschriften verwendeten Doppelbogen und erreicht etwa das Neunfache der Leistung der Druckleistung der Tiegel. Die bedruckten und gefalzten Bogen oder Blätter nehmen dann ihren Weg in unsere betriebseigene Buchbinderei, wo sie genau wie ein normales Buch geheftet, gebunden und mit einem Deckel versehen werden. Und doch gibt es einen Unterschied zum herkömmlichen Buch. Bei uns muß zwischen jeder Lage, das sind jeweils drei Doppelbogen, ein Falz eingeheftet werden, um zu vermeiden, daß sich die Punkte im Laufe der Zeit zerdrücken.
Monatlich werden in unserer Buchbinderei etwa 1000 Bände gebunden. Mit einer Vergolderpresse werden dort auch Titel und Nummer des Bandes in Farbdruck und in Blindendruck auf die Rücken der Folianten geprägt.
Wie bereits dargestellt, bemühen wir uns, Literatur aller Genres herzustellen. Die Umsetzung ist nicht immer einfach, so daß wir oft gezwungen sind, eigene Methoden und Symbole zu entwickeln. Aus diesem Grunde wird jedes Buch, ehe es in die Produktion geht, von einem Buchvorbereiter durchgesehen und aufbereitet. Dabei muß der Buchvorbereiter die Auflösungen für die auftretenden Schwierigkeiten so angeben, daß sie vom Punzierer oder Übertrager ohne große Rückfragen erfaßt und dargestellt werden können. Dazu gehören große Erfahrung und Spezialkenntnisse, denn bei unseren Übertragern und Punzierern — für sie gibt es kein Berufsbild — handelt es sich um angelernte Kräfte. Das Erlernen der Blindenvoll- und -kurzschrift sowie das Qualifizieren durch Aneignen der Spezialschriften für Chemie, Mathematik und Musiknotation erfolgt bei uns.
Wir stellen auch Musikalien her. Der Produktionsvorgang ist prinzipiell derselbe wie bei der Literatur, lediglich das Korrekturlesen unterscheidet sich dadurch, daß der sehende Partner die Noten einzeln auf dem Klavier anschlägt und die Werte ansagt, während der Blinde nach Gehör die Kontrolle im Manuskript ausführt.

Das sprechende Buch

Die jüngste Produktionsabteilung der DZB ist das Studio. Anfangs mit Hilfe von Lottomitteln bescheiden eingerichtet, wurde es im Laufe der Jahre großzügig ausgestattet.
Die technischen Einrichtungen sind denen eines Rundfunkstudios vergleichbar, wenn man berücksichtigt, daß sich einige Besonderheiten aus den Unterschieden in den Aufgaben und Anforderungen ergeben. In dem 1963 eingeweihten Neubau erhielt das Studio seine endgültigen Räume. In zwei Etagen sind die Arbeitsräume für die Tonbandaufnahmen und ihre Bearbeitung untergebracht.
Im 8. Stock des Hochhauses befinden sich die Sprecher- und Aufnahmeräume. Sie sind durch einen Umgang von der Außenmauer getrennt und damit weitgehend von störenden Geräuschen der Straße isoliert.
Mit zwei Aufnahmeanlagen können im Jahr etwa 40 000 Schwarzdruckseiten und die Beiträge für die Tonbandzeitschriften aufgenommen werden. Mit dieser Kapazität wächst die Hörbücherei jährlich um etwa 200 bis 220 Titel.
Im 5. Stock befinden sich die Räume für die Bearbeitung der Aufnahmen: ein Raum für technische Reparaturen und Messungen, ein Raum für Tonbandreparaturen, drei Cutterräume und zwei Räume für die Kopierarbeiten.
Der Titelplan für Literatur auf Tonband wird wie der für die Blindenschriftliteratur von unserem Lektor erarbeitet und dann vor einem größeren Gremium von Vertretern verschiedener Einrichtungen verteidigt. Der dort angenommene Plan ist dann für die Arbeit des Studios verbindlich. Er wird lediglich ergänzt durch aktuelle politische Beiträge und durch solche belletristischen Werke, die gleich nach ihrem Erschei-

nen im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion stehen wie „Schlacht unterwegs“, „Spur der Steine“ oder „Die Aula“.
Der Studioleiter ist für die Vorbereitung der Bücher und ihre Vergabe an die Sprecher verantwortlich. Er wird dabei von den Aufnahmeassistenten unterstützt, die mit ihrer mehr als zehnjährigen Praxis über eine reiche Arbeitserfahrung verfügen.
Ein wichtiges Hilfsmittel für die Vorbereitung der Aufnahmen sind die Wörterbücher. Bei dem vielseitigen Programm internationaler Literatur, in dem auch die unterschiedlichsten Wissensgebiete berührt werden, muß selbst das beste Allgemeinwissen durch Nachschlagewerke unterstützt werden. Denn es ist wesentlich leichter, ein Buch still für sich zu lesen, als es Wort für Wort und möglichst phonetisch einwandfrei laut zu sprechen.
Nach der Belegschaftsliste der DZB ist das Studio mit 10 Mitarbeitern eine verhältnismäßig kleine Abteilung. Die Hörbuchproduktion wäre jedoch nicht möglich ohne die Schauspieler der Städtischen Theater Leipzig, die Sprecher und Regisseure des Senders Leipzig und die Dozenten und Studenten der Theaterhochschule Leipzig. Wir haben die Sprecher noch nicht gezählt, die bisher insgesamt bei uns ein- und ausgegangen sind, allein im Jahre 1968 waren es 30.
Viele von ihnen arbeiten seit Jahren intensiv im Studio mit. Sie sind die Stützen unserer Produktion und tragen wesentlich zur guten künstlerischen Qualität der Hörbücher bei. Dabei haben selbst anerkannte und erfahrene Schauspieler einige Schwierigkeiten zu überwinden, bis sie sich auf die ungewohnte Tätigkeit eingestellt haben, lange Texte mit Sicherheit und gleichbleibender Intensität zu lesen. Bei der Konkurrenz von Funk, Synchronstudio, Film und Fernsehen und der verhältnismäßig geringen Bezahlung, die wir bieten können, sind wir unseren nebenberuflichen Mitarbeitern für ihre Leistungen und ihre Verbundenheit mit uns und unseren Hörern zu großem Dank verpflichtet.
Aber wir sind nicht nur die Nehmenden. Wir bieten den Sprechern die Möglichkeit eines Trainings, zu dem nur wenige aus eigener Kraft sich entschließen könnten. Leider bleibt uns ein Sprecher, der sich einmal bewährt hat, nicht ewig als Mitarbeiter erhalten. Engagementswechsel, Überlastung mit anderen Aufgaben oder Alter setzen unserer Zusam-

Sprecher bei der Aufnahme
An der schnittlosen Cuttertruhe

Die Kopieranlage

Tonbandmagazin

menarbeit ein Ende. So sind wir ständig gezwungen, neue Sprecher zu gewinnen. Neu engagierte Schauspieler, Nachwuchs von der Theaterhochschule und Laien bieten uns ihre Mitarbeit an oder werden von uns um ihre Mitarbeit gebeten.
Dann wird zuerst eine Probeaufnahme mit verschiedenen Texten gemacht. Etwa 50 Prozent erhalten danach ein Buch, weil uns die Stimme gefiel, und die Sprache sauber und angenehm klang. Nicht jeder Schauspieler hat eine fürs Mikrofon geeignete Stimme oder Aussprache.
Von diesen 50 Prozent scheidet dann nach dem ersten Buch etwa die Hälfte aus, weil sie nicht genügend Kondition mitbringt, um einen längeren Text gleichmäßig und interessant zu gestalten. Aber auch die wenigen, die diese „Prüfungen" bestehen, haben erst nach dem dritten oder vierten Buch den Stil und die Routine gefunden, um ein Buch in der Qualität zu gestalten, die wir erreichen wollen.
Doch kehren wir zur Aufnahme zurück. Wenn ein Sprecher ein Buch erhält, werden die Terminmöglichkeiten abgestimmt. In der Regel kommt er zwei- bis dreimal in der Woche für jeweils 2 Stunden. So ist es notwendig, in jedem Aufnahmebereich ständig 8 bis 10 Sprecher zu beschäftigen, um die Aufnahmekapazität auszulasten. Der Aufnahmeassistent geht mit dem Sprecher zu Beginn der Lesung die Schwierigkeiten des Textes durch, z. B. die Aussprache von fremden Namen, die Verwendung von Anmerkungen oder die Umsetzung von den optisch ausgedrückten Besonderheiten des Textes in akustische Verständlichkeit.
Während der Lesung hat der Aufnahmeassistent die Textgenauigkeit und Sinnverständlichkeit zu überwachen und Hinweise für die Gestaltung zu geben, soweit das notwendig ist. Versprecher und störende Geräusche markiert er in seinem Arbeitsexemplar, das dann später dem Cutterer als Unterlage dient.
Der Aufnahmeassistent hat außerdem die Aufnahmemaschinen zu bedienen und auf eine gleichmäßige Lautstärke sowie auf die Sauberkeit der Aufnahme zu achten. Die Lesung wird bei einer Bandgeschwindigkeit von 38 cm/s auf voller Bandbreite aufgezeichnet. Wir verwenden dazu Tausendmeterbänder. Durch den Einsatz von 2 Bandmaschinen ist eine ununterbrochene Aufnahme möglich, indem kurz vor dem Ablauf

eines Bandes bereits auf dem anlaufenden zweiten Band der gleiche Text aufgezeichnet wird.
Nachdem ein Buch abgelesen ist, werden dazu ein Vorspann und ein Abspann sowie notwendige Einführungen und Nachworte gesprochen, und das Buch kann nun gecuttert und montiert werden.
Mit unseren drei schnittlosen Cuttertruhen kann diese Arbeit ohne Bandverlust erledigt werden. Alle aufgenommenen Texte werden auf diesen Truhen auf ein zweites Band umkopiert. Dabei werden Versprecher und störende Geräusche nicht mitkopiert. Das Aufnahmeband kann danach für eine neue Aufnahme verwendet werden.
Auf der Cuttertruhe wird mit diesem Kopiervorgang nun das Mutterband für die weiteren Kopien hergestellt. Das Band wird zweispurig moduliert und hat eine Laufzeit von 30 Minuten. (Beide Spuren ergeben also eine Stunde Spieldauer.) Die Laufgeschwindigkeit beträgt wie bei der Aufnahme 38 cm/s. Dadurch können größere Feinheiten bei der Beseitigung von Versprechern, Geräuschen und Fehlern erreicht werden. Der Cutterer muß gleichzeitig noch vorhandene Tonschwankungen ausregulieren und darauf achten, daß Fehler, die in der Aufnahme übersehen wurden, korrigiert werden.
Das fertig gecutterte Mutterband kann nun in der erforderlichen Zahl und Geschwindigkeit kopiert werden. Es dient gleichzeitig als Archivband, mit dem jederzeit Nachkopien gezogen oder verlorengegangene und beschädigte Kopien ersetzt werden können.
Lange Zeit haben wir von jedem Band in der Regel 8 Kopien gezogen, als unser Angebot die Nachfrage noch nicht befriedigen konnte.
Die bis zum Neubau betriebene Kopieranlage gab uns jedoch nur die Möglichkeit, die Kopien in der Geschwindigkeit 19,05 cm/s und 9,5 cm/s getrennt voneinander zu kopieren. Außerdem mußte jede Spur gesondert kopiert werden, und die Kopien liefen in normaler Geschwindigkeit ab. Mit dem Neubau wurde uns auch eine neue, leistungsfähigere Kopieranlage übergeben. Auf ihr können bis zu 10 Kopien zweispurig gleichzeitig und in vierfacher Geschwindigkeit gezogen werden. Mit dieser technischen Ausstattung ist es uns möglich, die große Zahl der für die Hörzeitschriften und die aktuellen politischen Beiträge notwendigen Kopien in relativ kurzer Zeit zu ziehen. Belletristik und Reiseliteratur

werden jedoch nur noch in 3 Kopien hergestellt (einmal 19,05 cm/s, zweimal 9,5 cm/s), da unser großes Angebot an Literatur nun eine bessere Befriedigung der Hörerwünsche zuläßt. Außerdem sparen wir dabei Magazinfläche ein.

Nach dem Abschluß der Kopierarbeiten kann nun das fertige Hörbuch an die Ausleih-Abteilung übergeben werden. Jährlich sind es 1700 Hörstunden, die so unseren Hörern an neuer Literatur zur Verfügung gestellt werden. Heute schon wird die Kopieranlage für Zeitschriften stärker ausgelastet als für belletristische Werke, und diese Entwicklung wird in den nächsten Jahren sicher anhalten.

Mit der Übergabe der fertigen Bücher an die Ausleih-Abteilung sind die Arbeiten des Studios an den Hörbüchern leider nicht beendet. Monatlich kommen etwa 1000 Bänder aus der Ausleih-Abteilung zurück, die repariert werden müssen. Mehr als 10% dieser Bänder müssen neu kopiert werden. Abgesehen von der dafür notwendigen Arbeitskraft müssen auch erhebliche Materialmengen und Maschinenkapazität dafür eingesetzt werden.

Die große Zahl komplizierter Maschinen, die im Studio installiert sind und die einen bedeutenden Wert darstellen, macht eine umfangreiche Pflege und Wartung erforderlich. Zwei Techniker sind für diese Arbeiten eingesetzt, die ihre Kenntnisse und Erfahrungen auch unseren blinden Hörern schon oft zur Verfügung gestellt haben.

Bibliothek und Verlag

Die Abteilung Bibliothek und Verlag stellt durch ihre Aufgaben den unmittelbaren Kontakt zwischen der DZB und ihren Benutzern her, ihre Bereiche sind die Punktschrift-, Noten- und Tonbandausleihe sowie der Verkauf und der Zeitschriftenvertrieb.
Die Ausleihe von Literatur in Punktschrift und auf Tonband wird in einer „Fernausleihe“ vorgenommen, d. h. die Leser und Hörer kommen nicht selbst in die Bücherei. Die ausgeliehene Literatur wird auf dem Postwege versandt, wobei den Nutzern keine Portokosten entstehen, denn Blindendrucksachen, zu denen auch Tonbänder gehören, werden von der Post portofrei befördert.
Durch diese notwendige Form der Ausleihe ist der Arbeitsaufwand größer, und der Ausleihvorgang ist mit einigen Erschwernissen verbunden; denn der ausleihende Bibliothekar kann sich nur auf die kargen Personalangaben der Leserkarten und die leider nicht immer vorhandenen Wunschlisten stützen.
Der Arbeitsablauf der Ausleihe beginnt bei der Eingangsverbuchung der vom Leser zurückgekommenen Literatur. Dabei werden die Leserkarten und die Buchkarten (bzw. Bandkarten) der eingegangenen Werke gezogen. Nachdem die Bücher und Tonbänder in die Magazine und die Buchkarten in den alphabetisch geordneten Buchkartenapparat eingestellt wurden, kann der Bibliothekar mit der direkten Ausleihe beginnen. Um Doppelsendungen zu vermeiden, werden die Standortnummern der ausgeliehenen Werke eines Lesers auf den entsprechenden Nummernkarten abgestrichen.
Nach diesem Vorgang werden die für die Verpackung notwendigen Adressen des Lesers herausgesucht, die mit Hilfe einer ADREMA-

Maschinelle Verschnürung für den Versand

Druckmaschine bereits vorgedruckt wurden. Dann werden in den Magazinen die ausgeliehenen Werke herausgesucht, die im Packraum in Vulkanfiberkartons verpackt werden. Wir haben eigens für unseren Bedarf Kartons in fünf verschiedenen Größen anfertigen lassen.
Das Verschnüren der Kartons erfolgt maschinell. Dreimal wöchentlich kommt die Deutsche Post. Sie holt die ausgeliehene Literatur und bringt gleichzeitig die von den Lesern zurückgesandten Werke. Im Zeitraum einer Woche werden durchschnittlich 600 Punktschriftleser und 1000 Tonbandhörer kontinuierlich mit Literatur versorgt. Durch Nutzbarmachung der modernen Technik und Einführung neuer Organisationsmittel bemühen wir uns, den Wünschen unserer Leser und Hörer auf das sorgfältigste zu entsprechen wie auch den Arbeitsaufwand der Mitarbeiter ständig zu verringern.
Eine wesentliche Voraussetzung für eine qualitativ gute Ausleihe ist

die beständige und planmäßige Erweiterung des Bestandes. So stieg der Bestand an Punktschriftliteratur von 1955 bis 1968

von 4068 Werken auf 5 742 Werke
von 9240 Bänden auf 18 643 Bände.

Der Anteil der Sach- und Fachliteratur zur Aus- und Weiterbildung wuchs dabei am stärksten.
Der Ausleihbestand der Tonbandausleihe stieg im Zeitraum von 1956 bis 1968

von 31 Titeln auf 2 167 Titel
von 411 Bändern auf 84 928 Bänder.

Die Literatur der DZB erfreut sich nicht nur in der DDR großer Beliebtheit, sondern eine große Zahl der ausgeliehenen Punktschrift- und Hörbücher wird in die Bundesrepublik, das sozialistische und kapitalistische Ausland versandt. Die nachfolgende Übersicht zeigt die Ausleihzahlen in den Jahren von 1964 bis 1968.

a) Punktdruckausleihe (einschl. Notenausleihe):

Jahr	DDR Bände	WD Bände	Ausland Bände
1964	30 933	2274	2079
1965	32 496	2784	2464
1966	30 322	2396	2484
1967	33 056	2199	2685
1968	31 489	2260	2685

b) Tonbandausleihe:

Jahr	DDR Bänder	WD Bänder	Ausland Bänder
1964	200 799	46 241	14 677
1965	238 718	51 902	17 274
1966	249 026	57 555	19 059
1967	274 596	58 738	17 028
1968	274 792	46 895	13 404

Der wichtigste Kontakt, den die DZB mit ihren Lesern und Hörern unterhält, sind die Leserbriefe; denn sie schlagen die Brücke zwischen dem Institut und seinen Nutzern.
In den Briefen, die uns aus dem In- und Ausland erreichen, werden oft Dank und Anerkennung für die Qualität der Bücher und Tonbänder der DZB ausgesprochen; die Mitarbeiter sind aber auch für kritische Hinweise und Anregungen dankbar, zeugen sie doch von der großen Anteilnahme der blinden Menschen am Wachstum und am weiteren Fortschritt ihrer Bücherei. Viele der in den Briefen enthaltenen Anregungen helfen uns, unsere Arbeit noch zu verbessern.
Ein anderer Bereich der Abteilung Bibliothek und Verlag ist der Zeitschriftenvertrieb, der alle in der DZB herausgegebenen Zeitschriften im Abonnement an die Bezieher verschickt und bei dem die An- und Abbestellungen vorgenommen werden.
Ein wichtiger Teil ist schließlich der Verkauf, in dem die in der DZB gedruckten Bücher verlegt und verkauft werden; denn unser Betrieb nimmt gleichzeitig Buchhandelsfunktionen wahr. Auch hier erfolgt eine aktive Zusammenarbeit zwischen Käufer und DZB, indem den Käufern vor der endgültigen Aufstellung des Druckplanes für das kommende Jahr ein ausführlicher Planentwurf zugeschickt wird, anhand dessen sie ihre Wünsche und Bestellungen aufgeben können. Erst nach Auswertung der Leserbriefe erfolgt die abschließende Druckplanung. Diese Form der Zusammenarbeit ist besonders hervorzuheben, da die eingehenden Bestellungen sowohl Druckplan als auch Auflagenhöhe bestimmen. Selbst bei unseren ausgedehnten Magazinen verbietet sich durch den Umfang der Punktschriftbücher eine größere Lagerhaltung. Das Angebot an Büchern für den Verkauf stieg in den Jahren von 1955 bis 1968

von 240 Titeln auf 1371 Titel,

wobei die Bestseller der „Weltatlas für Blinde", der „Duden", die Wörterbücher und die Koch- und Haushaltbücher sind. Vom Duden wurden bisher 800 Exemplare verkauft. Die Mitarbeiter der Abteilung Bibliothek und Verlag müssen aber neben diesen ständigen Aufgaben noch jene Arbeiten leisten, die für den Leserkomfort notwendig sind. So

werden die Ausleih- und Verkaufskataloge regelmäßig überarbeitet und neu herausgegeben. Weiterhin ist es erforderlich, daß jährlich Leserstatistiken sowie Ausleih- und Verkaufsanalysen erarbeitet und ausgewertet werden, um mit dem Angebot an „Sprechenden Büchern“ und an Punktschriftliteratur für Ausleihe und Verkauf noch besser den Anforderungen und Wünschen der Nutzer nachzukommen.

Das Relief, ein wichtiges Anschauungsmittel

Eine ganze Reihe von Werken hat die DZB mit Reliefs oder vollständigen Reliefbänden ausgestattet, um ihren Lesern auch Anschauungsmaterial in die Hand zu geben.
Reliefs für Blinde in beachtlicher Qualität wurden bereits um die Jahrhundertwende von Martin Kunz, dem Direktor der Blindenanstalt Illzach/Elsaß, für den botanischen und zoologischen Unterricht hergestellt. Er ging dabei von der Überlegung aus, daß der Blindenlehrer häufig in die Lage kommt, von Tieren und Pflanzen zu sprechen, die er den Schülern nicht in natura oder im Modell vorführen kann. Das Reliefbild soll nun die Möglichkeit bieten, eine annähernde Vorstellung des Objektes zu vermitteln. Auf den Unterricht in der Erdkunde wurde bereits in der Frühzeit der Blindenbildung besondere Sorgfalt verwendet. Schon Klein und Zeune hatten Reliefkarten angefertigt, letzterer war selbst ein verdienter und bekannter Geograph. Fast in jeder größeren Blindenanstalt sind noch einige der älteren Reliefs für Blinde vorhanden, meist große Holztafeln, auf denen die Flüsse durch Drähte oder Rinnen, die Gebirge durch Kittauflagen oder Gips und die Orte durch Stifte bezeichnet sind. Diese Modelle werden schon seit längerer Zeit kaum mehr benutzt. Seitdem Kunz das Prägen von Reliefkarten in Karton eingeführt hat, haben sich diese Karten fast überall durchgesetzt; denn nun konnte jedes Kind ein Exemplar erhalten, und damit wurde der Unterricht zum Klassenunterricht. Aus hygienischen Gründen und zur besseren Haltbarkeit hatte man auf der Oberseite auch einen mehrmaligen, gleichmäßigen Anstrich aus dickflüssigen Schellacklösungen aufgebracht. In den Jahren 1925 bis 1930 entwickelte Paul Przyrembel neue Reliefkarten, die durch ihre Übersichtlichkeit und

Lesen einer Reliefkarte

gute Tastqualität lange Zeit unübertroffen blieben. Er nahm als Material Preßspankarton. Dieses gestattete ihm, größere Höhenunterschiede darzustellen, und das Material war auch haltbarer. 1951 stellte sich die Deutsche Zentralbücherei für Blinde das Ziel, den Reliefdruck so zu verbessern, daß den Lehrern und Schülern der Blindenschulen die Erreichung des Unterrichtszieles erleichtert wurde. Die Qualität der technischen Bearbeitung der Druckplatten konnte so vervollkommnet werden, daß Klarheit und eine gewisse Schönheit des tastbaren Reliefbildes erreicht wurden. Im Jahre 1954 wurde die Abteilung in das Rehabilitationszentrum für Blinde in Karl-Marx-Stadt verlegt, um in enger Verbindung mit den Lehrern der Blindenschule den neuen Weg weiter zu beschreiten.

Seit 1951 sind insgesamt 2413 Druckplatten mit weit über 3000 relieftechnischen Darstellungen hergestellt worden, die Begriffe und Vorgänge aus der Physik, der Chemie, der Biologie, der Geographie und der Mathematik veranschaulichen. Für die Berufsbildung der Stenographen, Telefonisten, Masseure, Industriearbeiter und Handwerker wurden ebenfalls Reliefs angefertigt.
Bis Ende 1962 wurden alle Reliefbände und Landkarten auf Manilakarton ausgedruckt. Da die Matrizen im Durchschnitt eine Druckhöhe von 2—4 mm hatten, war es verständlich, daß der Abzug auf der Rückseite immer kleine Einrisse zeigte. Für gut tastbare geographische Karten wird jedoch eine Druckhöhe von 6—12 mm gefordert. Das veranlaßte uns, nach neuen und besseren Druckmöglichkeiten zu forschen. Wir konstruierten eine Vakuumanlage, die im Eigenbau hergestellt und montiert wurde. Durch die Inbetriebnahme der Anlage gegen Jahresende 1962 wurde der Reliefdruck entscheidend verbessert.
Als Material wird Ekadur-Folie von 0,20—0,30 mm Stärke benutzt, diese Folie ist ein Hart-PVC, das in der Industrie bereits vielseitig verwendet wird. Ekadur ist bei 100—130 °C verformbar.
Die wichtigsten Vorzüge des neuen Verfahrens seien hier genannt:

1. Die Tastqualität entspricht nunmehr den modernen blindenpädagogischen Anforderungen.
2. Die Folie hat eine nahezu unbegrenzte Haltbarkeit.
3. Die Darstellungen bleiben auch bei längerer Benutzung unverändert erhalten.
4. Die Reliefs sind abwaschbar und vom hygienischen Standpunkt gut für Blinde geignet.
5. Die Abformung von geeigneten Gegenständen ist ohne Anfertigung einer Matrize möglich.

Diese Vorzüge veranlaßten uns, alle Reliefs auf Ekadur-Folie im Vakuumziehverfahren herzustellen.

Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde als Kooperationspartner wissenschaftlicher Institutionen

Die hervorragenden Leistungen der Deutschen Zentralbücherei für Blinde auf kulturell-geistigem Gebiet, die Vielseitigkeit der Einrichtung und ihre vorbildliche und einmalige Ausstattung machen diese Institution zu einem begehrten Anziehungspunkt für Besucher aus vielen Ländern und aus den verschiedensten Berufsgruppen. Zu den regelmäßigen Gästen gehören auch die Studenten des Instituts für Sonderschulwesen der Humboldt-Universität, die sich in einem zweijährigen Zusatzstudium zu Blinden- und Sehschwachenpädagogen qualifizieren.
Für ihre Tätigkeit als Lehrer, Erzieher oder Kindergärtnerinnen an Blindenschulen benötigen sie Kenntnisse über die Spezifik der Lehrbuchgestaltung für blinde Schüler sowie einen umfassenden Überblick über die Möglichkeiten, die den Sehgeschädigten für die Arbeit mit dem Buch zur Verfügung stehen.
Wenn der blinde Schüler auf seine gleichberechtigte Stellung in der sozialistischen Gesellschaft vorbereitet werden soll, dann besteht eine hervorragende Aufgabe des Blindenpädagogen darin, schon das Kind an die Arbeit mit dem Buch heranzuführen. Die Beschäftigung mit dem Kinderbuch ist eine wichtige Voraussetzung dafür, daß der Erwachsene sich mit Hilfe des Buches politisch informieren, fachlich qualifizieren, geistig entspannen und kulturvoll unterhalten kann.
Zum Grundlagenwissen des Blindenpädagogen gehört deshalb die Kenntnis all der Möglichkeiten, die der sozialistische Staat dafür geschaffen hat. Wissenschaftlich-produktiv und schöpferisch studieren setzt aber voraus, daß der Student sich nicht katalogartiges Wissen aneignet, sondern daß er die Fähigkeit erwirbt, seine Kenntnisse schöpferisch und voller Initiative anwenden zu können.

Um die Vielfalt der kulturell-geistigen Tätigkeit Sehgeschädigter erfassen zu können, ist ein gründliches und anschauliches Studium der gegebenen Voraussetzungen notwendig. Wie könnte das besser gewährleistet sein als bei einer eingehenden Besichtigung der Deutschen Zentralbücherei für Blinde?

So besteht seit etwa zehn Jahren zwischen der Leitung der DZB und den Wissenschaftlern des Instituts für Sonderschulwesen Berlin eine Vereinbarung, wonach alle Studenten der Fachrichtung Sehgeschädigtenpädagogik während ihres Studiums der Leipziger Zentralbücherei einen Studienbesuch abstatten.

Die Bereitwilligkeit der Mitarbeiter der DZB sowie die Einsicht aller Beteiligten in den Nutzen und die Notwendigkeit dieses Besuches führten dazu, daß diese Besichtigung als obligatorische Exkursion in das Studienprogramm des Instituts für Sonderschulwesen aufgenommen wurde. Um die Möglichkeiten des wissenschaftlich-produktiven Studiums, welches ein hervorragendes Kennzeichen der sozialistischen Universität ist, zu erweitern, wird künftig diese Exkursion in einen kurzfristigen Studienaufenthalt umgewandelt. Dadurch werden die zukünftigen Blindenpädagogen befähigt, in Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern der DZB die blindengemäße Gestaltung der Lehrbücher nach wissenschaftlichen Erkenntnissen durchzuführen. Dieses Praktikum hilft ihnen auch, das umfangreiche Angebot der Deutschen Zentralbücherei für Blinde noch besser für ihre pädagogisch-erzieherische Tätigkeit zu nutzen.

Mit besonderer Begeisterung führen die ausländischen Studenten der Blindenpädagogik dieses Praktikum durch. So weilte im Jahre 1967 die kubanische Studentin Yolanda Marrero für drei Wochen an der DZB. Während ihres Aufenthaltes konnte sie viele wertvolle Eindrücke sammeln und zahlreiche Kenntnisse erwerben, die sie nach Beendigung ihres Studiums zum Wohle der Blinden ihrer kubanischen Heimat anwenden wird. Über ihr Praktikum schrieb Frau Marrero einen ausführlichen Bericht, aus dem hervorgeht, mit welcher Intensität und welch gutem Einfühlungsvermögen sie von den Mitarbeitern der DZB mit der Arbeit und den Problemen dieser Institution vertraut gemacht worden ist.

Will man die kooperativen Beziehungen der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu wissenschaftlichen Institutionen kennzeichnen, so darf die Unterstützung, die die Zentralbücherei den blinden Studenten und Wissenschaftlern gewährt, nicht unerwähnt bleiben.
Diese Unterstützung wird einmal dadurch gegeben, daß die Fachliteratur der verschiedensten Wissensgebiete im Punktdruck herausgegeben wird. Als Beispiel dafür sei nur auf zahlreiche Werke der Geschichtswissenschaft hingewiesen, wie etwa die Geschichte der KPdSU oder Engels „Der deutsche Bauernkrieg".
Von besonderer Bedeutung für die wissenschaftliche Tätigkeit Blinder ist jedoch die Tatsache, daß die Deutsche Zentralbücherei für Blinde ein umfangreiches Kontingent handschriftlicher Übertragungen für die Wissenschaftler bereitstellt. Hierbei handelt es sich um Fachliteratur, die wegen ihrer Spezifik nicht für die allgemeine Ausleihe hergestellt werden kann. Wie soll aber beispielsweise ein blinder Fachwissenschaftler der Slawistik rationell arbeiten können, wenn ihm wichtige Handbücher nicht in Blindenschrift zur Verfügung stehen? Die DZB schafft die Voraussetzungen für die optimale schöpferische Entfaltung der sehgeschädigten Wissenschaftler, indem sie individuellen Bedürfnissen entsprechend handschriftliche Übertragungen von spezieller Fachliteratur vornimmt. Dabei leisten besonders die Übertrager und die Korrektoren oft eine komplizierte Arbeit, aber die Bücherei scheut sich nicht, diese Mühe für ihre sehgeschädigten Benutzer aufzuwenden. Um das zu verdeutlichen, seien hier einige Beispiele genannt: 1300 Seiten Suaheli-Wörterbuch, 1200 Seiten Etymologisches Wörterbuch der slawischen Lehnwörter der ungarischen Sprache, 650 Seiten Formenlehre der russischen Sprache. Hiermit wird erneut deutlich, wie kompliziert und einmalig, aber auch wie wertvoll die von den Mitarbeitern der DZB geleistete Arbeit ist. Es unterstreicht aber auch die Stellung, die die Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig als Kooperationspartner wissenschaftlicher Institutionen eingenommen hat.

Epilog

Eine Bücherei von der Art der DZB unterscheidet sich von allen anderen Büchereien ihres nationalen Bereiches durch den Grad ihrer Verbindung mit dem Leser. Es wurde bereits erwähnt, daß Blindenbüchereien durch Herstellungskosten und Platzbedarf der Punktschriftbücher ein Monopol besitzen, und das ist der entscheidende Punkt; denn bei jeder anderen Bücherei kommt der Nutzer zum Bibliothekar, während bei uns der Bibliothekar zum Nutzer gehen muß.
Eine Blindenbücherei muß um ihre Benutzer werben, muß deren Bedürfnisse nach Maßgabe ihrer Kräfte weitestgehend zu erfüllen suchen und hat insgesamt eine wichtige Aufgabe bei der Einbeziehung des Sehgeschädigten in das gesellschaftliche Leben.

Diese Einbeziehung in die Gesellschaft war bereits die ungenannte Hauptaufgabe der DZB bei ihrer Gründung. Ihre Gründer wollten die Blinden dabei nach dem Bilde der liberalen Bourgeoisie formen, und das war um die Jahrhundertwende durchaus ein Fortschritt, wenn man an die religiöse Orthodoxie denkt, der die Blinden im Bereich der Anstalten ausgeliefert waren. Wenn auch die Männer und Frauen aus den Einrichtungen der privaten Wohltätigkeit Hervorragendes beabsichtigten und Bedeutendes leisteten, so litt die Ausführung doch darunter, daß Blinde keine gleichberechtigten Partner der Vereine Sehender für Blinde waren.
Zwar hat es nie einen Gegensatz zwischen Sehenden und Blinden gegeben, die vorhandenen Widersprüche ergaben sich aus einem Unterordnungsverhältnis im Klassenstaat, bei dem der eine als Subjekt gewährte und der andere als Objekt empfing. Mit dieser Haltung konnte

jedoch den wirklichen Bedürfnissen der Sehgeschädigten nicht nachgespürt werden, und demzufolge hielt das Bestandsangebot zwar einige Hilfen in beruflicher Hinsicht bereit, versagte aber völlig, wo es um eine wissenschaftliche Erklärung der Gesellschaft ging. So hat die DZB gleich den anderen deutschen Blindenbüchereien daran Anteil, daß die Blinden nur unter großen Schwierigkeiten zu einer echten Einschätzung ihrer Klassenlage gelangten und daraus die politischen Konsequenzen ziehen konnten; denn ihrer übergroßen Zahl nach gehörten sie durch ihre soziale Lage in die Reihen des Proletariats. Doch dieser Faktor wurde durch die individuelle Isolierung des einzelnen, die Schwierigkeiten der Verbindung untereinander, die Folgen der Anstaltserziehung und die Funktionäre der Vereine und Verbände erschwert, die durch Herkunft oder Beziehungen an die herrschenden und besitzenden Klassen gebunden waren und viele Blinde und deren Organisationen in den politischen Nachtrab der Bourgeoisie zogen. Um so höher sind die Bemühungen von Johannes Hausdorf, Dr. Rudolf Kraemer und Max Schöffler zu achten, die den Blinden eine fortschrittliche Zeitschrift schaffen und progressiven Einfluß auf die bürgerliche Bestandspolitik des Vereinsvorstandes nehmen wollten.

Die Befreiung vom faschistischen Joch brachte auch für die DZB die entscheidende Wende. Die Gesellschaft verändert sich revolutionär, und der sich entwickelnde Arbeiter-und-Bauern-Staat ließ die Sorge um den Menschen von der Utopie zur Wirklichkeit werden.

Die Verfassung der DDR von 1949 sicherte bereits jedem Bürger das Recht auf Arbeit, gewährleistete das Recht auf den Schutz der Arbeitskraft und verbürgte das Recht auf Erholung und auf Versorgung im Krankheitsfalle und bei Invalidität. Alle diese Grundrechte gewannen in der Rehabilitation besondere Bedeutung und fanden ihren Ausdruck in gesetzlichen Festlegungen und vielfachen gesellschaftlichen Verpflichtungen, die von entscheidender Bedeutung für jene Bürger wurden, deren Leistungsfähigkeit gegenüber gesunden Menschen eingeschränkt war. Die DZB errang auf ihrem speziellen Gebiet eine hervorragende Stellung, war sie doch nun die einzige Blindenbücherei von Bedeutung

auf dem Gebiete der DDR. Ihre Produktionspläne wurden aus genauester Kenntnis der Bedürfnisse der Blinden aufgestellt, selbst individuelle Wünsche konnten nun erfüllt werden.
Die DZB unterstützte mit ihren Büchern die Schulreform und die Hochschulreform in deren Auswirkung auf das Blindenwesen, beförderte den Einsatz der blinden Hochschulabsolventen und stellte für die Telefonisten, Stenotypisten, Masseure und Industriewerker Lehr- und Studienmaterialien her. Sie schuf dem Blindenwesen die Literatur zur echten gesellschaftlichen Integration und wurde nach 20 Jahren dieses Prozesses nun selbst integriert. Es war mit ein Ergebnis ihres Wirkens, daß der ADBV 1957 gegründet wurde, und es ist eine gesetzmäßige Folge, daß sie nach 1969, im 76. Jahr ihres Bestehens, selbst ein Teil des organisierten Blindenwesens wird.
Damit wird sich ihr Tätigkeitsbereich erheblich vergrößern, neue Aufgaben werden der sich verjüngenden Bücherei gestellt, neue Probleme und Schwierigkeiten werden sich ergeben, aber im Verfolg ihrer Überwindung wird die Bücherei in ihre neuen Aufgaben als geistig-kulturelles Zentrum des DBSV hineinwachsen.

Die DZB wird sich dabei verändern. Bei gleichbleibender Zahl der Mitarbeiter werden sich die Leistungen des Betriebes durch weitere Modernisierung der Technik steigern, werden wir in den kommenden Jahren ein Mehrfaches der gegenwärtigen Hörerzahl mit „Sprechenden Büchern“ versorgen, werden wir auch die sehschwachen Bürger in den Kreis unserer Benutzer einbeziehen. Im Prognosezeitraum bis 1980 wird auch ein weiterer Bau für unsere wachsenden Bestände und Produktionsstätten notwendig werden. Unser Vertrauen in die Zukunft gründet sich dabei auf die Existenz unserer DDR, die 1969 den 20. Jahrestag ihrer Gründung festlich beging. In diesem Staate haben alle Errungenschaften, Rechte und Freiheiten des Volkes ein unerschütterliches Fundament in den sozialistischen Produktionsverhältnissen. Die DDR gehört zu den wirtschaftlich leistungsstärksten Staaten der Welt. Nicht leicht war der Weg unseres Staates in den vergangenen Jahrzehnten. Hart war der Kampf unter Führung der Partei der Arbeiterklasse gegen äußere und innere Widerstände, gegen die Folgen

von Faschismus und Krieg, gegen die Auswirkungen der von den Imperialisten vollzogenen Spaltung Deutschlands, gegen die Angriffe der imperialistischen Feinde unserer Nation und des Friedens, die in der Bundesrepublik noch einmal die Macht an sich gerissen haben. Um so schwerer wiegen auf der Waage der Geschichte die Erfolge in der antifaschistisch-demokratischen und der sozialistischen Revolution.
Seit 1950 stieg das Nationaleinkommen um das Dreieinhalbfache und hat 1969 erstmalig die 100-Milliarden-Grenze überschritten. Die Ausgaben für Volksbildung, Berufsausbildung, Sport, Gesundheits- und Sozialwesen, Wissenschaft, Kunst und Kultur verdoppelten sich in den letzten zwölf Jahren und betrugen 1969 über 24 Milliarden Mark.
Grundlegend waren die Veränderungen auf dem Gebiete der Kunst und Kultur. Der sozialistische Humanismus ist aber auch nicht denkbar ohne den geistig, moralisch und körperlich, den allseitig entwickelten Menschen.
Deshalb schufen wir in der DDR ein modernes Bildungs- und Erziehungssystem, das jedem die gleiche Möglichkeit bietet, alle schöpferischen Talente weckt und zu Höchstleistungen anspornt. Jeder Bürger der DDR ist in die Lage versetzt, sich immerwährend in manueller wie geistiger Arbeit zu vervollkommnen. Aus dem sozialistischen Humanismus erwächst auch der vorbildliche Charakter des Gesundheits- und Sozialwesens, das in Deutschland nie seinesgleichen hatte.

Unsere Zukunftsgewißheit beruht aber auch auf den ständig guten Beziehungen zur Stadt Leipzig, die in der Geschichte der DZB eine hervorragende Rolle gespielt hat. Jahrzehntelang sicherte sie ökonomisch die Existenz der DZB, in den Jahren nach 1945 unterstützte sie die DZB auf vielfältige Weise, und der Aufbau unserer drei Häuser wäre ohne die großzügige Unterstützung durch den Rat der Stadt und den Rat des Bezirkes nicht möglich gewesen. Mit den Jahren haben sich jedoch die Beziehungen zur Stadt gewandelt, die Unterstellung der Bücherei unter zentrale Ministerien entzog sie den unmittelbaren Beziehungen zum Rat der Stadt, aber dennoch ist die Bibliothek eine Institution in Leipzig, die auf vielfältige Weise mit dem Leben der Messestadt verbunden bleibt. Da sind die Verlage und die Deutsche Bücherei, die Druckereien

Blick auf den Markt der Messestadt Leipzig 1968

und die Hersteller von polygraphischen Maschinen, die Theater, der Funk und das Fernsehen, die Sektionen der Universität und viele weitere Betriebe und Institute, zu denen wir gesellschaftliche und geschäftliche Beziehungen unterhalten. Vor allem aber ist Leipzig die Heimat unserer Mitarbeiter, und wir sind stolz auf unsere Stadt. Es waren erst wenige Schritte des Aufbaus nach 1945 getan worden, als der Rat der Stadt in seiner ersten Rechenschaftslegung vor der Bevölkerung das optimistische Ziel setzte: „Leipzig soll mehr werden als es war." Heute — 1969 — ist die Stadt nun zum fünften Male in ihrer achthundertjährigen Geschichte neu erstanden. Voller Stolz blickt der Leipziger auf die Bauten am Karl-Marx-Platz, dessen Dominante das Hochhaus der Universität mit seinen 140 Metern sein wird, er blickt auf die großzügigen Verkehrslösungen am Ring um die Innenstadt, auf die neuen Stadtteile

Die DZB, das geistig-kulturelle Zentrum des Blindenwesens der Deutschen Demokratischen Republik

im Osten und Norden, aber auch auf die Häuser der DZB. Vergessen wir weiterhin nicht, daß Leipzig die Mutter der internationalen Messen ist; über 2000 Messen haben seit dem 12. Jahrhundert hier stattgefunden. Und die Leipziger Messe ist die einzige Messe der Welt, die auf eine ununterbrochene Tradition von acht Jahrhunderten zurückblicken kann. Das Leipzig von heute ist die Stadt des Chemieanlagenbaues. Waren es einstmals die Polygraphie und das Rauchwarengewerbe, die neben dem Handel der Stadt das Gepräge gaben, nahm in der Folge der industriellen Revolution der Maschinenbau den ersten Platz ein, so wird im Ergebnis der wissenschaftlich-technischen Revolution der Bau von Chemieanlagen der bedeutendste Industriezweig unserer Stadt werden.
1965 waren Stadt und Messe 800 Jahre alt. In diesen acht Jahrhunderten sind 24 Jahre eine kurze Zeitspanne, aber diese zwei Dutzend Jahre sind nach anderen Maßeinheiten zu messen. In diesen haben die Arbeiterklasse und alle Werktätigen, von der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen befreit, ihr Leben tiefgreifender verändert als es in allen Jahrhunderten zuvor geschehen ist. Leipzig ist mehr geworden als es war; es betrat den Weg zur sozialistischen Großstadt, in seiner Gegenwart und Zukunft lebt alles fortschrittliche Erbe der Vergangenheit.

Hier in dieser Stadt und in diesem Lande weiß jeder Bürger seine persönliche Zukunftserwartung fest eingebettet in die gemeinsamen Vorstellungen der ganzen Gesellschaft von ihrer Zukunft. Jeder genießt Achtung und Anerkennung in dem Maße, wie er seine Talente und Fähigkeiten voll zum Wohle der Gesellschaft einsetzt. Der Ausfall eines Sinnes oder körperliche Beschädigungen werden auch weiterhin für den einzelnen eine schwere Bürde bleiben, die sozialen Folgen sind aber durch ein System staatlicher und gesellschaftlicher Hilfen überwindbar geworden. Die DZB wird ihren Teil dazu beitragen, daß die sehgeschädigten Bürger optimale Kontakte zur Gesellschaft erhalten, damit sie eingeschlossen sind in das Ziel des Arbeitens und Strebens aller Bürger, ein gesellschaftlich nützliches und kulturvolles Leben in Frieden und Wohlstand zu führen.

Bibliographie zur Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig

abgeschlossen am 10.1.1969

Bibliothek

Bibliographie zur Geschichte der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. In: Das Buch. Bibliographie zur Geschichte d. Buchdrucks, d. Buchhandels u. d. Bibliotheken. Weimar 1967, S.209-211 = Bibliographie zur Geschichte d. Stadt Leipzig. Sonderbd. 4. (Aus d. Schriften d. Historischen Kommission bei d. Sächsischen Akademie d. Wissenschaften zu Leipzig. Bd.35.)

Enthält 52 Titel.

*

Aus der Praxis für die Praxis. Berichte d. Dt. Zentralbücherei f. Blinde zu Leipzig. Hrsg. unter Mitwirkg. v. Marie Lomnitz-Klamroth v. Albert Schramm. 1.2. — Leipzig 1919—1920. gr. 8°

Mehr nicht erschienen.

Ball, Kurt Herwarth: Das Haus an der Ecke. In: Leipziger Volkszeitung. (13.10.1963.)

Baum, Oskar: Besuch in der Leipziger Blindenbücherei. In: Berliner Börsen-Courier. (15.5.1927.)

Baum, Oskar: Der Blinde und das Buch. Eigene Erfahrungen u. Betrachtungen. In: Deutsche Tageszeitung. (6.12.1927.)

Baum, Oskar: Der blinde Bücherwurm. Ein Besuch in d. Leipziger Blindenbücherei. In: Neue Leipziger Zeitung (1.9.1926) u. in: Berliner Börsen-Courier. (15.5.1927.)

Baum, Oskar: Dorado des Blindenbücherwurms. In: Danziger Neueste Nachrichten. (2.3.1933.)

Berger: Geschichte und praktische Bedeutung der deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. In: Sächsische Staatszeitung. (1.6.1926.)

Bericht des Vereins zur Beschaffung von Hochdruckschriften und von Arbeitsgelegenheit für Blinde (e.V.) zu Leipzig. 1914. — Leipzig: Verein zur Beschaffung v. Hochdruckschriften u. v. Arbeitsgelegenheit f. Blinde 1914. 8°

Enthält u.a.: Bücher-Anzeige des Leipziger Blindendruck-Verlags. S.12-14.

Bericht des Vorstandes der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde 1947-50. 8°

1947/48. 8 S. 1948/49. 20 S. 1949. 11 S. 1950. 14 S. Mehr nicht erschienen.
Bis 1943 u.d.T.: Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. Geschäftsbericht.

Bericht über die deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. In: Mitteilungen d. Vereins d. deutschredenden Blinden. 1918, Nr.3, S.33-35.

Besuch in der Zentralbücherei für Blinde. 1. internat. Arbeitskonferenz d. Blindenbildner. In: Leipziger Volkszeitung. (9.6.1960.)

Blinde lesen und schreiben. In: Münchner Illustrierte Presse. Jg.1934, Nr.1.

Die Blinden und ihre Bücher. In: Leipziger Neueste Nachrichten. (20.5.1923.)

Die Blindenarbeit — Arbeit für Blinde. Zum Jubiläum d. Leiterin d. Zentralbücherei f. Blinde. In: Leipziger Tageblatt. (15.11.1925.)

Blindenschriftbücher nicht teurer als Normaldrucke. Dt. Zentralbücherei f. Blinde in Leipzig ... In: Sächsische Neueste Nachrichten. Jg.4. 1955, Nr.157.

Bockwitz, H.: Geistige Blindenfürsorge. In: Blätter d. Deutschen Roten Kreuzes. Jg.1. 1922, S.133-138.

Buchwald, Georg: Zentralbibliothek für die deutschen Blinden. In: Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung. 1900, Nr.50.

Buchwald, Georg: 40 Jahre Zentralbücherei für Blinde in Leipzig. In: Leipziger Tageszeitung. (12.11.1934.)

Buhlmann, Erica: Lichtspenderinnnen der Blinden. In: Chemnitzer Tageszeitung. (20.7.1934.)

Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde. In: Die Innere Mission. Jg.22. 1927, S.504f.

Deutsche Zentralbücherei für Blinde. 1954-1966. In: Statistisches Jahrbuch d. Stadt Leipzig. 1967, S.299.

Analoge Artikel in den einzelnen Jahrgängen des Statistischen Jahrbuches der Stadt Leipzig.

Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde. Zum 25jährigen Bestehen. In: Leipziger Neueste Nachrichten. (15.11.1925.)

Deutsche Zentralbücherei für Blinde — eine der modernsten Blindenbüchereien Europas. In: Börsenblatt f. d. dt. Buchhandel. Jg.133. 1966, Nr.36, S.670-671.

Die deutsche Zentralbücherei für Blinde im neuen Heim. Umzug mit 26 Möbelwagen. In: Nachrichten f. Blinde u. Blindenfreunde in Sachsen. Jg.4. 1935, Nr.14.

Die deutsche Zentralbücherei für Blinde in Leipzig. In: Die Gegenwart. Jg.1. 1947, Nr.2/3, S.8.

Die deutsche Zentralbücherei für Blinde in Leipzig. Anstalt d. öffentl. Rechts. In: Die Gegenwart. Jg.1. 1947, H.2/3, S.8-10.
Bericht über die Anerkennung der DZB als Anstalt des öffentlichen Rechts.

Deutsche Zentralbücherei für Blinde und Blindendruckerei in Leipzig. Aus: Klimsch, Allgem. Anz.-Druckereien. — Frankfurt (Main). (4.12.1925.)

Dörfel, Emil: Blindenwerk und Blindenfürsorge. Die Hilfe f. d. Nichtsehenden in Leipzig — Vorbildliche Maßnahmen u. Einrichtungen. In: Neue Leipziger Zeitung. (18.8.1925.)

Dreyer, Richard: Die Blindenbüchereien, Punktschriftdruckereien und -verlage. In: Strehl, Carl: Handbuch der Blindenwohlfahrtspflege. T.1. — Berlin 1927. S.245.

Die Einweihungsfeier der deutschen Zentralbibliothek für Blinde zu Leipzig. In: Die Blindenwelt. Jg.5. 1917, Nr.2, S.22-23.

Frank, Norbert [d. i. Herbert Jakob]: Ein Besuch im Louis-Braille-Haus. In: Die Brücke. Jg.1960, S.81-86.

Fröhlich, Herta: Als Bibliothekarin in der Blindenbücherei. In: Die Brücke. Jg.1956, S.42-44.

Fröhlich, Herta: Aus der Arbeit der Deutschen Zentralbücherei für Blinde. In: Der Bibliothekar. Jg.9. 1955, S.488f.

Fünfundzwanzigjährige Jubelfeier der Leipziger Blindenbücherei. In: Leipziger Tageblatt. (4.11.1919 u. 13.11.1919.)

Gäbler-Knibbe, L.: Aus der Leipziger Bücherei. In: Die Blindenwelt. Jg.7. 1919, Nr.1, S.6

Gesamtkatalog der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. Nach d. Stand v. 1.Juni 1942. Hrsg. v. Verein zur Förderung d. dt. Zentralbücherei f. Blinde zu Leipzig e.V. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde 1942. XII, 302 S. 8°

Gesamtkatalog der öffentlichen Blindenleihbüchereien. Unter Mitwirkg d. beteiligten Büchereien mit Unterstützg d. Reicharbeitsministeriums. Hrsg. v. d. Hochschulbücherei, Studienanstalt u. Beratungsstelle f. blinde Studierende e.V. in Marburg-Lahn. Nach d. Stand v. Ende 1930. — Marburg-Lahn: Verl. d. Hochschulbücherei, Studienanstalt u. Beratungsstelle f. blinde Studierende e.V. 1931. XX, 893 S. 8°

Gesamtkatalog der öffentlichen Blindenleihbüchereien. Nachtrag f. d. Zeit v. Ende 1930 bis Ende 1936. Unter Mitarbeit d. beteiligten Büchereien u. mit Unterstützg. d. Reichs- u. Preußischen Arbeitsministeriums. Hrsg. v. d. Marburger Blindenstudienanstalt. — Marburg-Lahn: Verl. d. Blindenstudienanstalt 1937. XVI, 392 S. 8°

Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. Geschäftsbericht. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde 1941-43. 8°

1941/42 2 Bl. 1942/43. 2 Bl.
Bisher u.d.T.: Jahresbericht des Vereins zur Förderung der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. Fortsetzung ab 1947/48 u.d.T.: Bericht des Vorstandes der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig.

Hantzsch, G.: Blindenschrift — Blindendruck, Blindenbücherei. In: Graphische Nachrichten. Jg.13. 1934, S.461-464.

Haun, Ernst: Die Blindenliteratur. In: Mitteilungen d. Vereins d. deutschredenden Blinden, 1919. Nr.2, S.17-21.

Haun, Ernst: Verein zur Beschaffung von Hochdruckschriften und von Arbeitsgelegenheit für Blinde in Leipzig. In: Der Blindenfreund. Jg.30. Nr.1, S.5-7.

Hausdorf, Johannes: Wie unsere „Gegenwart“ entstanden ist. In: Die Gegenwart. Jg.21. 1967, H.1, S.2-3.

Heyde, Gerhard W.: Bücher für Blinde. In: DDR im Aufbau. 1956, Nr.2.

Heyde, Gerhard W.: Licht im Dunkel. In: Guter Rat für heute und morgen. Leipzig: Verlag für die Frau. 1956. S.8-9.

Hoff, Annemarie: Bücher zum Hören und Tasten. In: Sächsisches Tageblatt. (26.9.1963.)

Im Dienst der Blinden. Die deutsche Zentralbücherei f. Blinde zu Leipzig. In: Neue Leipziger Zeitung. (21.4.1934.)

Jaedicke, Martin: Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. Staatsplanvorhaben Erweiterungsbau d. Dt. Zentralbücherei. In: Zentralblatt f. Bibliothekswesen Jg.77. 1963, S.444-448.

Jahresbericht des Vereins zur Förderung der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. — Leipzig: Verein zur Förderung d. Deutschen Zentralbücherei f. Blinde e.V. 1925-1941. 4°

1925. 2 Bl. 1926. 2 Bl. 1927. 3 Bl. 1928. 3 Bl. 1929. 5 Bl. m. Abb. 1930. 2 Bl. 1931. 2 Bl. 1932/33. 2 Bl. 1933/34. 2 Bl. 1934/35. 2 Bl. 1935/36. 2 Bl. 1936/37. 2 Bl. 1937/38. 2 Bl. 1938/39. 2 Bl. 1939/40. 1 Bl. 1940/41. 1 Bl.
Fortsetzung u.d.T.: Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. Geschäftsbericht.

Jakob, Herbert: Auf dem Wege zur gebildeten Nation. In: Die Gegenwart. Jg.16. 1962, H.2, S.1-2.

Jakob, Herbert: Bücher aus sechs Punkten. In: Neues Deutschland. (14.11.1963.)

Jakob, Herbert: Das ist wahre kulturelle Betreuung! Große Preissenkung f. Blindenschriftliteratur. In: Die Gegenwart. Jg.9. 1955, H.5, S.106-108.

Jakob, Herbert: Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. In: Die Brücke. Jg.1959, S.47—54.

Jakob, Herbert: Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. In: Die Gegenwart. Jg.17. 1963, H.10, S.4-8.

Jakob, Herbert: Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. In: Die Brücke. Jg.1964, S.54-58.

Jakob, Herbert: Die deutsche Zentralbücherei für Blinde — ein wichtiger Faktor der Blindenbildung. In: Die Brücke. Jg.1956, S.34-38.

Jakob, Herbert: Drei Millionen für einen guten Zweck. In: Die Brücke. Jg.1965, S.48-55.

Jakob, Herbert: Ein Wort zum Buch. In: Die Gegenwart. Jg.16. 1962, H.6, S.1-2.

Jakob, Herbert: Etwas über die Deutsche Zentralbücherei für Blinde. In: Die Brücke. Jg.1957, S.67-74.

Jakob, Herbert: Informations- und Dokumentationszentrum im Entstehen. In: Die Gegenwart. Jg.21. 1967, H.1, S.7-8.

Jakob, Herbert: Ins dritte Jahrzehnt. In: Die Brücke. Jg.1967, S.83-86.

Jakob, Herbert: Ist das eine Geheimschrift? In: Die Brücke. Jg.1958, S.57-64.

Jakob, Herbert: Leserstimmen haben Gewicht. In: die Gegenwart. Jg.18. 1964, H.3, S.5-6.

Jakob, Herbert: Die Richtkrone wurde aufgezogen. In: Die Gegenwart. Jg.17. 1963, H.1, S.3-5.

Jakob, Herbert: Sechs Punkte erschließen uns die Welt. In: Die Brücke. Jg. 1968, S.42-47.

Jakob, Herbert: Unser Weltatlas ist da. In: Die Gegenwart. Jg.20. 1966, H.10, S.16.

Jakob, Herbert: Vom internationalen Ruf. In: Die Brücke. Jg.1966, S.45-49.

Jakob, Herbert: Von Lissabon bis nach Hanoi. In: Die Brücke. Jg.1961, S.47-53.

Jakob, Herbert: Zum 150. Geburtstag des Erfinders der Blindenschrift Louis Braille. In: Deine Gesundheit. 1959, Nr.1, S.16/17.

Jakob, Herbert: Zur Förderung des Buches. In: Die Gegenwart. Jg.12. 1958, H.11, S.8-10.

Jakob, Herbert, s. auch Frank, Norbert [Pseud.]

Kästner, Annelies: Lichter in endloser Nacht. In: Leipziger Volkszeitung. (28.5.1962.)

Karl, Inge: Die Nacht ist nicht ihre Welt. In: Neues Leben. 1959, Nr.11, S.12-14.

Kasimirek, Helmut: Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. In: Der Bibliothekar. Jg.18. 1964, S.1217-1220.

Katalog der Bibliothek des Vereins zur Beschaffung von Hochdruckschriften und von Arbeitsgelegenheit für Blinde in Leipzig. 1903. (Leipzig: Verein zur Beschaffung v. Hochdruckschriften u. v. Arbeitsgelegenheit f. Blinde in Leipzig 1903.) 15 S. 8°

Nachtr.1. 1903-04. 8 S. 8°
Nachtr.2. 1905-06. 15 S. 8°

Katalog der Deutschen Zentral-Bibliothek für Blinde zu Leipzig. 1913. — (Leipzig): Verein zur Beschaffung v. Hochdruckschriften u. v. Arbeitsgelegenheit f. Blinde in Leipzig (1913). 47 S. 8°

Kohlmann, Erich: Blindendruck-Zeitschriften jetzt in Großdruck. In: Die Gegenwart. Jg.18. 1964, H.3, S.14.

Kohlmann, Erich: Wie entsteht ein Blindenbuch? In: Die Gegenwart. Jg.9. H.3/4, S.59-63.

Krahl, Ingeborg: Eröffnung der Erweiterungsbauten der Deutschen Zentralbücherei für Blinde. In: Börsenblatt f. d. dt. Buchhandel. Jg.130. 1963, Nr.44, S.783-786.

Krahl, Ingeborg: In der Werkstatt des Lektors. In: Die Brücke. Jg.1963, S.85-94.

Krüger, F.: Vorwärts. In: Tägliche Rundschau. Berlin. (14.1.1921.)

Die Leipziger Blindendruckerei und Blindenbibliothek. In: Leipziger Neueste Nachrichten (2.9.1928) u. in: Mitteilungen d. Handsetzer-Vereinigung. 6. 1929, S.133f.

Lesende Hände. In: DDR Revue. 1965, H.1. S.55-56.

Lieb, O.: Leipzigs Blindendruckerei und Blindenbücherei. In: Die Meisterschule. Jg.1. 1932, Nr.4, S.25-26.

Literaturverzeichnis der Ausleiheabteilung der Deutschen Zentralbücherei für Blinde. T.1.2. – (Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde) [1960]. 50; 76 S. 4° [Maschinenschr. vervielf.]

Literaturverzeichnis der Bibliothek. 1963. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde (1964). 147 S. 8°

Lomnitz-Klamroth, Marie: Besichtigung der „Deutschen Zentralbücherei für Blinde". In: Börsenblatt f. d. dt. Buchhandel. Jg.92. 1925, Nr.136.

Lomnitz-Klamroth, Marie: Anleitung für handschriftliche Übertragungen in Punktschrift für die Mitarbeiter der Deutschen Zentral-Bibliothek für Blinde zu Leipzig. – Leipzig: Deutsche Zentralbibliothek f. Blinde 1915. 29 S., Anl. 4°

Das Louis-Braille-Haus in Leipzig eröffnet. (Deutsche Zentralbücherei f. Blinde im eigenen Heim.) In: Börsenblatt f. d. dt. Buchhandel. Jg.114. 1947, S.287.

Mahler, Tony: Leipziger Notenschrift-System für Blinde. – Leipzig: Selbstverl. 1925. 15 S. 4°

Mahler, Tony: Zentralbücherei für Blinde und Blindendruckerei. In: Merkbuch zur Jahrhundertfeier d. Börsenvereins, Kantate 1925, S.192-194.

Mell, Alexander: Über Bibliotheken für Blinde. In: Zeitschrift d. Österreichischen Vereins f. Bibliothekswesen. Jg.1 (14). 1910, H.1/2.

Mitteilungen des Vereins zur Beschaffung von Hochdruckschriften und von Arbeitsgelegenheit für Blinde zu Leipzig. – Leipzig: Verein zur Beschaffung v. Hochdruckschriften u. v. Arbeitsgelegenheit f. Blinde 1895-1904. 8°

Nr.1 (1895), 3 (1898), 4 (1901), 5 (1904).

Moths, Curt: Ein BBA besucht die DZB. In: Die Gegenwart. Jg.10. 1956, H.12, S.375-378.

Nachrichten für die Blinden und Blindenfreunde im Freistaat Sachsen. Jg.1. 1932, Nr.1 —. — Chemnitz: Naumann 1932-40. 8°

Erschien ab Jg.3. 1934, Nr.10 u.d.T.: Nachrichten für Blinde und Blindenfreunde in Sachsen. Zugleich Mitteilungsblatt der Landesblindenanstalt zu Chemnitz nebst deren Arbeitsfürsorgestelle, der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig sowie des Sächsischen Blindenwerbedienstes und des Blindenvereins im Lande Sachsen e.V. (Sitz Dresden).

Niepel, Ernst: Akademische Blindenbüchereien. Deutsche Zentralbücherei zu Leipzig. In: Der Blindenfreund. Jg.37. 1917, Nr.2, S.33-34.

Noa, Karl: Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde in Leipzig. In: Der Leipziger. Jg.1. 1920, S.153-155.

Oelkers, Hans Ludwig: Festliche Stunden in der DZB. In: Die Gegenwart. Jg.17. 1963, H.12, S.1-4.

Philippoff, K. v.: Die größte Blindenbibliothek der Welt. In: Volk u. Welt. 1936, H.2, S.21-23.

Raue, Günter: Punkte erschließen eine Welt. Notizen über d. Deutsche Zentralbücherei f. Blinde zu Leipzig. In: Freie Presse. (28.1.1964.)

Reiner, P.: Über das Ziel geschossen. In: Die Blindenwelt. Jg.14. 1926, Nr.6, S.98-105.

Reuß, Alexander: Leipziger Notenschriftsystem von Tony Mahler. In: Die Blindenwelt. Jg.14. 1926, Nr.2, S.105-107.

Satzenhofer, Karl: Gründung und Verwaltung von Blindenbibliotheken. — Wien: Selbstverl. d. Verf. 1914. 118 S. 8°

Satzung des Vereins zur Förderung der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig e.V. — (Leipzig: Verein zur Förderung d. Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig e.V. 1934.) 8 S. 8°

Schleif, Curt: Deutsche Zentralbücherei für Blinde in Leipzig. In: Zeitschrift f. Gehörlose u. Schwerhörige. Jg.10. 1966, Nr.6, S.10-11.

Schneider, Paul u. August Papendiek: Zur Frage der Punktschrift-Bibliotheken für die deutschen Blinden. In: Die Gegenwart. Jg.19. 1899, S.79-84.

Schöffler, Max: Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. In: Der Bibliothekar. Jg.6. 1952, S.407-411.

Schöffler, Max: Die Einweihung des Louis-Braille-Hauses in Leipzig. In: Die Gegenwart. Jg.1. 1947, Nr.9/10, S.29.

Schöffler, Max: Festschrift anläßlich der Einweihung des neuen Gebäudes der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. — Leipzig 1954. 15 S. mit Abb. 8°

Schöffler, Max: Die neue deutsche Zentralbücherei für Blinde in Leipzig — ein echtes Werk des Friedens. In: Börsenblatt f. d. dt. Buchhandel. Leipzig. Jg.121. 1954, S.208f.

Schöffler, Max: Unsere neue Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. In: Die Gegenwart. Jg.8. 1954, H.1/2, S.11-13.

Schramm, Albert: Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. — Leipzig 1917: Brandstetter. 16 S. 8°

Schramm, Albert: Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. In: Leipziger Neueste Nachrichten (16.12.1916) und in: Der Blindenfreund. Jg.37. 1917, Nr.3, S.61-63.

Schramm, Albert: Leipzig, die Bücherzentrale auch für Blinde. In: Universum. Jg.31. 1914, S.993.

Schwerdtfeger, W.: 25jähriges Bestehen der „Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig". In: Mitteilungen d. Vereins d. deutschredenden Blinden. 1919, Nr.11, S.165-170.

Die sechs erhabenen Punkte, die schicksalhaft wurden. Zum 100. Todestag v. Louis Braille, d. Schöpfer d. Blindenschrift. In: Börsenblatt f. d. dt. Buchhandel. Jg.119. 1952, Nr.1, S.9-11.

Tenakel, H.: Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig und die Leipziger Blindendruckerei. In: Graphische Nachrichten. Jg.5. 1926, Nr.1, S.2-6.

Tonbandverzeichnis der Hörbücherei der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig (1957.) — (Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde 1957.) 11 S. 8° [Umschlagt.]

Tonbandverzeichnis. Belletristik, Wissenschaften, Hörspiele. 1959. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde (1959). 28 S. 8° [Umschlagt.]
Dass. Nachtr. 20 S. 8°.

Tonbandverzeichnis. 1961. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde (1961). 64 S. 8° [Umschlagt.]

Tonbandverzeichnis. 1963. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde (1963). 95 S. 8°
Dass. Nachtr.1. 1965. 35 S. 8°

Trübger, Hermann: Feier des 25jährigen Bestehens der deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. In: Die Blindenwelt. Jg.8. 1920, H.1, S.9-10.

Verlagsverzeichnis. 1953. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde (1953). 15 S. 8° [Umschlagt.]

Verlagsverzeichnis. 1954. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde (1954). 15 S. 8° [Umschlagt.]

Verlagsverzeichnis. 1955. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde (1955). 19 S. 8° [Umschlagt.]

Verlagsverzeichnis. 1957. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde (1957). 48 S. 8° [Umschlagt.]
Dass. Nachtr. 24, S. 8°

Verlagsverzeichnis. 1960. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde (1960). 80 S. 8° [Umschlagt.]

Verlagsverzeichnis. 1963. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde (1963). 100 S. 8°
Dass. Nachtr.1. 1966. 39 S. 8°

Voigtländer, Robert: Der Gutenbergkeller in Leipzig einst und jetzt. In: Börsenblatt f. d. dt. Buchhandel. Jg.99. 1932, S.926.
Betrifft die Arbeitsräume der Deutschen Zentralbücherei für Blinde.

Vom Leipziger plattenlosen Blindendruck. In: Nachrichten f. Blinde u. Blindenfreunde in Sachsen. Jg.5. 1937, Nr.18.

Walter, K.: Typographische Probleme des Blindenbuchdruckes. In: Die Gegenwart. Jg.9. 1955, H.5, S.118-121.

Wieder Zentralbücherei für Blinde. In: Der Morgen. (11.2.1953.)

Wo dreimal in der Woche das Postauto hält. Die Zentralbücherei f. Blinde leistet hervorragende Arbeit f. d. Erwachsenenbildung. In: Sächsisches Tageblatt. (31.1.1953.)

Wolf, B.: Deutsche Zentralbücherei für Blinde in Leipzig. In: Leipziger Tageblatt. (11.3.1922.)

Wurzer, A.: Deutsche Zentralbücherei Leipzig. In: Mitteilungen d. Österreichischen Blindenverbandes. Jg.20. 1967, Nr.4, S.8-9.

Hörbücherei

Bongart, Ilse: Im Hause des sprechenden Buches. Die Zentralbücherei f. Blinde zu Leipzig. In: Neue Zeit. (9.3.1963.)

Buchstaben werden lebendige Sprache. In d. Zentralbücherei f. Blinde. Einziges Hörbuchstudio d. DDR. In: Neue Zeit. (29.3.1958.)

Jaedicke, Martin: Es spricht . . . In: Die Gegenwart. Jg.13. 1959, H.3, S.15-18.

Jaedicke, Martin: Die Hörbücherei. In: Blindheitsprobleme im Zeichen der Völkerfreundschaft. Internationale Arbeitskonferenz über Fragen d. Blindenwesens 1960 in Leipzig. — Leipzig: Deutsche Zentralbücherei f. Blinde 1961, S.137-150.

Jaedicke, Martin: Leipzigs teuerste Bücher. In: Leipziger Volkszeitung. (2.7.1960.)

Jaedicke, Martin: Von Hörmagazin und Phonofreund. In: Die Gegenwart. Jg.20, 1966, H.4, S.19.

Jaedicke, Martin: Zum Jahresplan des Sprechenden Buches. In: Die Gegenwart. Jg.12. 1958, H.1, S.18-20.

Jakob, Herbert: Ein richtiger Tip. In: Die Brücke. Jg.1956, S.44-47.

Jakob, Herbert: Es kommt: das „Sprechende Buch“. In: Die Gegenwart. Jg.9. 1955, H.9, S.235-238.

Jakob, Herbert: 76,02 / 38,01 / 19,05 und 9,5 cm/sec. In: Die Gegenwart. Jg.13. 1959, H.2, S.15-18.

Jakob, Herbert: Zum „Sprechenden Buch“. In: Die Gegenwart. Jg.10. 1956, H.2, S.47-49.

Jakob, Herbert: Zwei Jahre Sprechendes Buch. Jg.12. 1958, H.3, S.5-9.

Kein Traum mehr, sondern Wirklichkeit. In: Die Gegenwart. Jg.10. 1956, H.4, S. 107-110.

Lanzke, Hans: Hörbücher für jeden Blinden. In: Die Gegenwart. Jg.18. 1964, H.1, S.16 u. H.2, S.9-10.

Romane in klingenden Büchern. Modernes Hörstudio in d. Zentralen Blindenbücherei eröffnet. In: Mitteldeutsche Neueste Nachrichten. (15.3.1957.)

Ein Studio für sprechende Bücher. In: Leipziger Volkszeitung. (15.3.1956.)

Studio „Sprechendes Buch". Ein neuer Weg d. Blindenbildung. In: Börsenblatt f. d. dt. Buchhandel. Leipzig. Jg.123. 1956, Nr.13, S.200.

Walter, K.: Das „sprechende Buch" und die gesenkten Preise für Punktdruckliteratur. In: Die Gegenwart. Jg.9. 1955, H.6, S.151-153.

Leiter

Marie Lomnitz-Klamroth (1863-1946). Seit 1894 Vorstandsmitglied des „Vereins zur Beschaffung von Hochdruckschriften und von Arbeitsgelegenheit für Blinde in Leipzig" und von 1900 bis 1936 Leiterin der DZB.

Buhlmann, Erica: Zum 70. Geburtstag von Marie Lomnitz-Klamroth am 14.Dez.1933. In: Leipziger Vorschau. Jg.10. 1933/34, S.493.

Dörfel, Emil: Bei der Begründerin der Blindenschrift-Typographie. Ein Plauderstündchen mit Marie Lomnitz-Klamroth — 25jähriges Jubiläum d. Leiterin d. Zentralbücherei f. Blinde zu Leipzig am 17.November. In: Neue Leipziger Zeitung. (15.11.1925.)

Fröhlich, Herta: Ihr verdanken die Blinden sehr viel. In: Die Gegenwart. Jg.9. 1955, H.3/4, S.63-64.

Gäbler-Knibbe, L.: Frau Marie Lomnitz-Klamroth 70 Jahre. In: Die Blindenwelt. Jg.22. 1934, Nr.1, S.6-7.

Im Dienste der Blindenbildung. Frau Lomnitz-Klamroth u. ihr Werk. In: Leipziger Abendpost. (17.11.1925.)

Lomnitz, Marie, geb. Klamroth. In: Reichshandbuch d. dt. Gesellschaft. 1931. Bd.2, S.1151.

Stettenheim, Ludwig: Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde in Leipzig. Das Lebenswerk e. Frau. In: Hamburger Fremdenblatt. (16.12.1925.)

Zum 70. Geburtstag von Frau Lomnitz-Klamroth. In: Börsenblatt für d. dt. Buchhandel. Jg.100. 1933, S.970.

Max Schöffler (1902-1964), Direktor der DZB von 1946-1955.

Oelkers, Hans Ludwig: Wir hatten Abschied zu nehmen. In: Die Gegenwart. Jg.18. 1964, H.2, S.3-4.

Schneider, Karl: Max Schöffler in memoriam. In: Die Blindenwelt. 1964, H.2, S.13-15.

Herbert Jakob, Direktor der DZB seit 1955.

Unser Redaktionskollegium: Herbert Jakob. In: Die Gegenwart. Jg.16. 1962, H.11, S.5.

Einzelne Mitarbeiter

Hans Lanzke, Aufnahmeleiter und Sprecher seit 1961, Studioleiter seit 1967.

Hout, Ursula van: Unser Sprecherporträt: Hans Lanzke. In: Die Gegenwart. Jg.21, 1967, H.9, S.20.

Tony Mahler, Bibliothekarin, Stellvertretende Leiterin der DZB von 1916 bis 1936.

Mahler, Tony ... In: Reichshandbuch d. dt. Gesellschaft. 1931. Bd. 2, S.1181.

Witte, Julius: Die geistigen Mütter der Blinden. Die Frau mit 18 Patenten. In: Leipziger Abendpost. (29.6.1933.)

Abbildungsnachweis

Archiv der DZB Seite 24, 25, 29, 39, 42, 66, 67, 79, 80, 81, 83, 84, 88, 92, 93, 94, 102, 104

Stadtarchiv Leipzig Seite 37, 44, 144

Museum für Geschichte der Stadt Leipzig Seite 19

I. Bruce-Vanderpuve Seite 118, 119, 130

W. Brassert Seite 31

R. Kinscher Seite 49, 57

K. Liebich Seite 2, 145

S. Müller Seite 71, 111

D. Schmidt Seite 117, 118, 124, 125, 135